



Kehrseiten

Gespräche über Natürliches und Künstliches

En français
à partir de
la page 45

sc | nat 

Swiss Academy of Sciences
Akademie der Naturwissenschaften
Accademia di scienze naturali
Académie des sciences naturelles

v/dlf

Kehrseiten

Gespräche über Natürliches und Künstliches

In einem zunehmend technisch geprägten Umfeld suchen viele Menschen nach einer Gegenwelt. Die Natur dient ihnen als Zuflucht und als Projektionsfläche gleichermaßen – doch der schwärmerische Blick auf «das Natürliche» ist vor Verklärung nicht gefeit. Denn es ist den technischen Errungenschaften zu verdanken, dass wir die schönen Seiten der Natur geniessen können, ohne uns allzu sehr vor ihren Zumutungen und Gefahren fürchten zu müssen.

Die Akademie der Naturwissenschaften Schweiz (SCNAT) hat diese zwiespältige Sicht auf das Natürliche und ihre vordergründige Antithese, das Künstliche, zum Anlass für eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Thema genommen: In vier dialogischen Interviews bringt sie Fachleute miteinander ins Gespräch, die sich aus unterschiedlichstem Blickwinkel mit dem Natürlichen und dem Künstlichen befassen. So diskutieren der Herzchirurg Thierry Carrel mit der Theologin und Sterbegleiterin Antoinette Brem, der Architekt Peter Zumthor mit dem ehemaligen Direktor von WWF Schweiz Claude Martin, die Spitzenköchin Anne-Sophie Pic mit der Aromaanalysikerin Christine Hunziker und der Künstler Pierre-Philippe Freymond mit der Outdoor-Sportlerin Géraldine Fasnacht über ihre Wahrnehmung der Natur, des Natürlichen und des Künstlichen. Indem Frauen und Männer aus der deutschen Schweiz und aus der Romandie zu Wort kommen, dehnt sich die Perspektive über den beruflichen Hintergrund aus und bezieht weitere Aufhänger der Welterfahrung mit ein. Die überraschenden Einsichten aus den Dialogen, die das zweisprachige Buch bündelt, regen zum Nach- und Weiterdenken an.



Inhalt

Vorbemerkung und Dank	5
Claude Martin und Peter Zumthor	
«Nur Natürlichkeit vermag uns zu berühren»	
Architektur und Biologie im Gespräch	6
Géraldine Fasnacht und Pierre-Philippe Freymond	
«Die Menschen sollten besser Bescheid wissen über die Natur, die sie umgibt»	
Kunst und Sport im Gespräch	14
Christine Hunziker und Anne-Sophie Pic	
«Die Natur bleibt das Ideal»	
Kochkunst und Lebensmittelchemie im Gespräch	24
Antoinette Brem und Thierry Carrel	
«Mit offenen Sinnen in der Natur zu sein, öffnet das Tor zu sich selbst»	
Medizin und Sterbebegleitung im Gespräch	34
Impressum	43



Vorbemerkung und Dank

Was uns nahe steht, hinterfragen wir kaum – nur um festzustellen, dass das, was für uns selbstverständlich ist, auch ganz anders gesehen werden kann. Der Akademie der Naturwissenschaften Schweiz (SCNAT) ergeht es so mit dem Wort «Natur»: Sie trägt es im Namen, es stiftet ihre Identität, wird aber selbst unter ihrem Dach unterschiedlich interpretiert. Daher die Idee zu einem Projekt, das vom Forum Biodiversität und vom Forum Genforschung gemeinsam getragen wird und das prominente Fachleute zu Wort kommen lässt, die sich aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln mit Natur befassen.

Was macht Natur aus, welche Gefühle ruft sie hervor, und an welcher Stelle geht sie in ihr Gegenteil über, ins Künstliche? Mit solchen Fragen traten wir an unsere Gesprächspartnerinnen und -partner heran und forderten sie auf, ihre Überlegungen im Dialog weiterzuentwickeln. Denn wir liessen jeweils zwei Persönlichkeiten zusammenkommen, die sich der Natur aus entgegengesetztem oder doch zumindest ergänzendem Blickwinkel nähern: Der Architekt kam so ins Gespräch mit dem Biologen und Naturschützer, die Köchin mit der Aromanalytikerin, der Herzchirurg mit der Theologin und Sterbebegleiterin, die Berufssportlerin mit dem Künstler.

Aus diesen Begegnungen haben wir viel gelernt. Etwa, dass Abgrenzungen zwischen «dem Natürlichen» und «dem Künstlichen» eher empfunden als rational definiert werden. Tatsächlich fiel es unseren Gesprächspartnern zwar leicht, Beispiele zu benennen, die aus ihrer Sicht für etwas Natürliches oder Künstliches stehen. Aber beim Nachdenken über die Eingriffe, die der Mensch in die Natur vornimmt, kam Unsicherheit auf: Inwiefern ist es künstlich, wenn wir unsere Umwelt gestalten – wo doch auch bestimmte Tiere ihren Lebensraum verändern und an ihre Bedürfnisse anpassen? Entspricht der naturgegebene Lauf der Dinge tatsächlich «dem Natürlichen», wenn er den Menschen als «Kulturwesen» zuwiderläuft und diese sich Gewalt antun müssen, um sich ihm zu fügen?

Obschon alle vier Dialoge bei der gleichen Frage ansetzen, entwickelt jeder rasch seine eigene Dynamik, schlägt unerwartete Wendungen, dringt an unterschiedlichen Stellen in die Tiefe. In einem Punkt allerdings herrscht Einigkeit: Als Gegenpart des «Natürlichen», mithin als «künstlich», steht für alle Dialogpartner der Mangel an Echtheit, das Fehlen von Authentizität, also das Falsche. Ein beschreibender Terminus schlägt damit um in einen wertenden Ausdruck. Damit aber erhält auch das Deskriptive eine sittliche Einfärbung: Wie im Künstlichen das (moralisch) Falsche mitschwingt, ist im Natürlichen untermwellig das Gute, Richtige gegenwärtig. Dass Auseinandersetzungen oft besonders erbittert geführt werden, wenn es um Eingriffe des Menschen in die Natur geht, kann angesichts ihrer moralischen Höhe kaum mehr erstaunen. Doch gibt es auch versöhnende Vorstellungen, die als Basis der Verständigung dienen könnten: Alle Gespräche griffen das Motiv des Gartens als harmonisches – um nicht zu sagen: kunstvolles – Zusammenspiel von Natur und Mensch auf, sei es in Form der Obst- oder Gemüseplantage, die mit sämtlichen Sinnen erlebt wird, als gepflegter Forst oder gar als global austarierter, vom Menschen betreuter Lebensraum. Damit bestätigt sich die Nähe der blossen Naturbeschreibung zum sittlich-moralischen Anspruch – ist doch der paradiesische Garten ein zentrales Motiv zahlreicher Religionen.

Unsere Vorrede soll die Argumente und Gedankenspiele unserer Gesprächspartnerinnen und -partner nicht vorwegnehmen. So schliessen wir diese Einleitung mit einem nachdrücklichen Dank ab: Antoinette Brem, Thierry Carrel, Géraldine Fasnacht, Pierre-Philippe Freymond, Christine Hunziker, Claude Martin, Anne-Sophie Pic und Peter Zumthor haben bereitwillig ihre Zeit zur Verfügung gestellt und sich auf unser Experiment eingelassen. Ihnen allen danken wir ganz herzlich für ihre Mitwirkung; diese Schrift hätte ohne sie nicht entstehen können.

*Patrick Matthias, Präsident Forum Genforschung
Markus Fischer, Präsident Forum Biodiversität*



«Nur Natürlichkeit vermag uns zu berühren»

Architektur und Biologie im Gespräch

Der aus Basel stammende Architekt Peter Zumthor ist mit Bauwerken berühmt geworden, die sich gleichsam organisch in ihre Umgebung einfügen. Er hat weit über die Schweiz hinaus Architekturgeschichte geschrieben und erhielt im Jahr 2009 den Pritzker-Preis, der in der Architektur so viel gilt wie der Nobelpreis in der Wissenschaft. Das offizielle Essay zur Preisverleihung hebt Peter Zumthors Gefühl für Materialien und Texturen hervor – ein Erbe aus seiner ersten Ausbildung als Möbelschreiner. Die Tätigkeit als Denkmalpfleger im Kanton Graubünden wiederum schärfte seinen Sinn für die geschichtliche Dimension der Bauwerke.

Claude Martin war als Zoologe lange Jahre international tätig: zunächst als Forscher und als Direktor des Bia-Nationalparks in Ghana, ab 1980 als Geschäftsleiter von WWF Schweiz. Zehn Jahre später wechselte er zu WWF International, zu dessen Generaldirektor er 1993 ernannt wurde. Claude Martin wirkte unter anderem mit bei der Gründung des Weltforst- und des Weltmeeresrates (Forest Stewardship Council FSC und Marine Stewardship Council MSC). Diese beiden Organisationen stehen für einen global nachhaltigen Umgang mit natürlichen Ressourcen ein. Seit 2008 ist Claude Martin Präsident der NATUR, der grössten Konferenz und Ausstellung, die jährlich in der Schweiz zu Umweltthemen stattfindet.

Das Natürliche und sein Stellenwert

P. Zumthor: Mir gefällt es, wenn unsere Arbeit — das was wir machen — natürlich oder ähnlich der Natur daher kommt. Dann trägt es keine offensichtlichen Zeichen von Künstlichkeit. Es ist nicht angestrengt, es ist scheinbar wie gewachsen. Daher ist für mich «natürlich» ein wichtiges Wort. Künstlichkeit hingegen thematisiert sich selber und interessiert mich nicht.

C. Martin: Aus meiner Sicht fließt Natürliches und Künstliches in einander über. So spricht man beispielsweise von künstlichem Licht, wenn es sich nicht um Sonnenlicht oder Feuerschein handelt. Hier hat Künstlichkeit eine neutrale Färbung. Das Wort «künstlich» kann allerdings auch eine negative Konnotation haben; das ist für mich der Fall, wenn etwas Falsches dran ist. Dann wird die Künstlichkeit zum Gekünstelten, Verfälschten.

P. Zumthor: Das ist so eine umgangssprachliche Bewertung von natürlich und künstlich, die ich völlig teile. Meine Arbeit wird schliesslich nicht von Philosophen oder von Architekten betrachtet, sondern sie wird einfach gebraucht. Und sie macht einen Eindruck — eben einen gekünstelten Eindruck oder einen natürlichen. Und da ist mir das Natürliche lieber als Einstieg. Es drängt sich auch nicht so auf.

Naturwesen Mensch?

C. Martin: Aus Sicht des Biologen, welcher der Evolutionstheorie anhängt, ist klar, dass der Mensch Teil dieser Natur ist. Ich habe lange in tropischen Wäldern gelebt und bin mir immer ein wenig wie ein Affe vorgekommen, weil unsere Physiologie der Temperatur und der Feuchtigkeit im tropischen Wald angepasst ist. Mir scheint, viele Missverständnisse entstehen, weil wir denken, wir seien etwas Anderes als Kreaturen, die zur Natur gehören.

P. Zumthor: Zunächst möchte ich festhalten, dass es mir nicht gefällt, wenn man mir erzählt, wie ich von innen aussehe. Persönlich denke ich immer, ich habe kein In-

neres, ich bin so, wie ich von aussen erscheine, ohne diese Därme und Organe. Natürlich habe ich gelernt und in Fernsehreportagen gesehen, dass wir alle diese Innereien haben — leider, wir sind keine geistigen Wesen. Nun stellt sich aber doch die Frage: Ist es etwas anderes, wenn beispielsweise ein Biber einen Damm baut, als wenn ich ein Haus entwerfe? Wenn ich ein Bauwerk errichte, hat es noch einen Teil Hirn und Reflexion dabei, von der wir annehmen, dass das beim Biber anders ist. Ich weiss nicht, ob das einen Unterschied macht, dass wir über unsere Tätigkeiten nachdenken und ihnen eine Bedeutung geben, über den praktischen Zweck hinaus. Ich denke, das ist spezifisch menschlich.

Mir scheint, viele Missverständnisse entstehen, weil wir denken, wir seien etwas Anderes als Kreaturen, die zur Natur gehören. (C. Martin)

C. Martin: Aber hat das nicht etwas mit der Funktionalität zu tun? Wenn ein Biber eine Burg baut, dann ist die hoch funktional. Die Entwicklungsgeschichte hat ihn gelehrt, wie er seine Burg baut, und das hilft ihm, in seinem Lebensraum zu überleben. Und ich denke, wenn Herr Zumthor ein Haus baut, irgendein Gebäude errichtet, dann kommt ja irgendwann mal die Frage nach dem Zweck.

P. Zumthor: Die kommt relativ früh.

Natürlichkeit, Funktionalität und Intuition

C. Martin: Ich habe aber schon Gebäude erlebt, die völlig dysfunktional sind. Ein Schulhaus beispielsweise, wo enge Korridore im rechten Winkel auf einander treffen und die Kinder sich die Köpfe einschlagen, wenn sie sich plötzlich begegnen. Da ist die Funktionalität irgendwo verloren gegangen. Ich denke, wenn das menschliche Schaffen seine Funktionalität verliert, erscheint es uns eben künstlich.

Ein umfriedeter
Garten als
Zufluchtsort – der
Serpentine Pavillon
im Londoner
Hyde Park, im Jahr
2011 von Peter
Zumthor gestaltet.
(Foto: Urszula Maj,
Wahl: Peter
Zumthor)



Chili-Plantage in
Andhra Pradesh
(Indien):
Die Chili-Pflanze
(*Capsicum* sp.)
braucht Schärfe als
«Kunsttrick»: sie
baut Capsaicin in
ihren Früchten ein
und hält damit
Fressfeinde fern.
Der Mensch dage-
gen kultiviert sie
gerade deswegen.
Weltweit sind weit
über 300 Chili-
Sorten bekannt.
Hier im Bild wer-
den Chili-Schoten
jedoch ange-
pflanzt, um sie zu
«künstlicher»
Lebensmittelfarbe
aus «natürlichen»
Grundstoffen zu
verarbeiten. Die
Grenzen zwischen
Natürlichkeit und
Künstlichkeit ver-
fließen. (Wahl und
Foto: Claude Martin)



Kein theoretisches Konstrukt, son-
dern farbige Sinneseindrücke: Den
Gesprächspartnerinnen und -part-
nern fiel es nicht schwer, Bilder zu
benennen, die ihre Beziehung zum
Natürlichen wiedergeben oder für die
Balance zwischen dem Natürlichen und
dem Künstlichen stehen.

P. Zumthor: Unser Problem ist einfach, dass wir keine Biber mehr sind! Wenn ich irgendeiner Sache Form verleihen muss, dann wäre ich oft froh, ich wäre wie ein Biber und wüsste, wie ich ans Werk gehen muss, damit es schön wird. Ich versuche immer, meine Intuition und die meiner Leute möglichst unverdorben zum Zug kommen zu lassen. Wenn man Architektur studiert, ist man gewöhnt, dass man dem Professor sofort erklären muss, warum etwas gut ist. Das ist bei mir verboten. Bei mir muss man nur sagen: «gefällt mir» – oder «gefällt mir nicht». Pseudo-intellektuelle und akademische Diskussionen verbiete ich. Erst dann, nach dem ersten Eindruck, kommt die Reflexion. Weil uns aber die Unbefangenheit eines Bibers fehlt, sind wir gezwungen, nachzudenken und abzuwägen. Wir sind keine intuitiven Wesen mehr, oder nur noch zum kleinen Teil, und müssen uns auf die Suche begeben. Und das macht jeder anders. Deswegen habe ich Verständnis für Dinge, die nicht geglückt sind: Vielleicht wollte der Architekt Ihres Schulhauses etwas ganz besonders gut machen. Und das ist in Ihren Augen nicht geglückt. Dafür muss man Verständnis haben. Es braucht in der Architektur etwas Talent, und es braucht auch ... ehrliche Anstrengung.

C. Martin: Um von der Architektur weg zu kommen, erwähne ich ein anderes Beispiel, das völlig auf natürlichen Vorgängen beruht: Botox, dieses Gift, das man sich ins Gesicht injizieren lässt, um die Falten zu beseitigen. Das ist ein biologischer und physiologischer Vorgang. Für mich ist das trotzdem etwas Falsches. Man spiegelt etwas vor oder versucht, etwas herzudoktern, das der Wirklichkeit nicht entspricht. Dort wird eine Grenze überschritten, die nichts mehr mit Natürlichkeit zu tun hat. Das ist gekünstelt – das ist falsch, für mich.

Natürlichkeit als Anspruch und Massstab

P. Zumthor: Ich denke, jeder kann diese Grenzen fühlen. Es gibt Menschen, von denen Sie denken, dass sie eine Rolle spielen und die in Wirklichkeit ganz anders sind, als sie wirken wollen. Dem kann man künstlich sagen.

Manchmal sagt man auch, jemand spiele Theater. Bei Arbeiten ist etwas künstlich, wenn Anspruch und Resultat nicht zusammen passen. Wenn irgendein Anspruch erhoben wird, etwas besonders Ästhetisches, Künstlerisches, Gestalterisches oder Musikalisches zu schaffen, und dieser Anspruch nicht eingelöst wird, dann wird es künstlich. Das fühlt man sofort.

Bei Arbeiten ist etwas künstlich, wenn Anspruch und Resultat nicht zusammen passen. (P. Zumthor)

Für mich selber ist Natürlichkeit in der Architektur ein wichtiger Anspruch, auch wenn ich damit vermutlich ziemlich allein da stehe. Diesen Anspruch, glaube ich, gibt es in anderen Künsten auch. Peter Handke hat vor etwa 20 Jahren gesagt, er wolle Texte schreiben, die genau an der Sache dran seien. Und da merkt man, dass es ihm eigentlich am liebsten wäre, seine Texte wären Teil der Natur. Das heisst, höchste Künstlichkeit hat dann plötzlich höchsten Natürlichkeitsanspruch. Das vermögen natürlich nicht viele einzulösen, oder es ist vielleicht überhaupt gar nicht einlösbar.

C. Martin: Man muss verschiedene Aspekte unterscheiden. Es gibt die, die in dem Sinn nahe an der Natur sind, als sie einen natürlichen Vorgang sehr treffend schildern, so dass es von anderen nachempfunden werden kann. In der Literatur etwa gibt es tausend Umschreibungen von Licht und Lichteffekten. Das bewegt die Leute, rührt sie unter Umständen zu Tränen. Da kommen Emotionen ins Spiel, es klingt etwas an. Und ich glaube, das muss fast per definitionem etwas Natürliches sein.

P. Zumthor: Man könnte das so verstehen, dass nur Natürlichkeit uns zu berühren vermag. Ich finde es interessant, darüber nachzudenken. Sie sagen, wenn es mich berührt, ist es natürlich. Das heisst, etwas, das künstlich hergestellt wird, und das nachher natürlich wirkt, be-

rührt. Oder es berührt und wirkt natürlich. Genau das streben wir an, wenn wir möchten, dass ein Werk natürlich wirkt: Wir möchten, dass es am Schluss die Leute berührt. Für mich ist die schönste Anstrengung in der Kunst, wenn sie einen Zugang findet zu den Seelen der Menschen. Es muss das Herz berühren; wenn es nur über den Intellekt läuft, interessiert es mich nicht so sehr.

Jede Landschaft hat ihren Massstab.
Den kann man zerstören – oder betonen.
(P. Zumthor)

C. Martin: Das habe ich gemeint mit diesen schleifenden Grenzen zwischen Künstlichkeit und Natürlichkeit. Diese beiden Welten sind nicht ohne Weiteres voneinander zu trennen – nicht einmal in der Biologie. Es gibt beispielsweise Pflanzen, die haben im Lauf der Evolutionsgeschichte gelernt, Alkaloide zu synthetisieren, um irgendwelche Raubinsekten von sich fern zu halten. Hier gibt es Parallelen zu dem, was der Mensch macht. Andere Pflanzen wie die Chilischote haben einen scharfen Stoff entwickelt, damit Säugetiere sie nicht fressen. Diese Pflanzen haben etwas geschaffen, das den Kunstkniffen nahe kommt, die auch wir anwenden. Man könnte sogar sagen, die Künstlichkeit wohnt auch der Natürlichkeit inne.

P. Zumthor: Kunst und Künstlichkeit kommt dann ins Spiel, wenn etwas mit dem Denken, mit dem Intellekt und über eine Willensanstrengung vom Menschen hergestellt werden muss. Dann kommen diese Kriterien ins Spiel, und es lässt sich auch eine Skala ableiten: vom ganz Künstlichen über das Banale bis zum sehr Natürlichen oder zum Pseudonatürlichen. Das gibt es alles.

Veränderungen in der Beziehung von Natürlichkeit und Künstlichkeit

C. Martin: Die Biologie hat sich im Hinblick auf Natürlichkeit und Künstlichkeit stark verändert, insbesondere in der

Biotechnologie. Diese verwendet Elemente aus der Biologie, um Neues zu entwickeln. Gentechnisch modifizierte Organismen erzeugt man aus rein ökonomischen Gründen. Oder man versucht, mit allen möglichen Fortpflanzungstechniken menschliches Material im Reagenzglas zu synthetisieren. Da ist eine rasante Entwicklung im Gang, die ganz und gar künstlich ist, obschon sie mit rein natürlichen Elementen operiert. Wohin diese Fahrt in den Tunnel führt, können wir noch gar nicht ermessen: Die Biologie wird nicht nur verändert, sondern sogar revolutioniert. Auch die Landwirtschaft wird umgekrempelt, zum Industriezweig. Das ist ein grosses Problem: Wir opfern Tropenwälder, um Viehfutter zu produzieren, Soja, für unsere industrielle Tierhaltung. Diese ist in der Schweiz noch nicht ganz so stark verbreitet wie anderswo, aber in Holland etwa wird praktisch das ganze Vieh mit Soja gefüttert.

P. Zumthor: Ich stelle fest, dass heute viele Menschen, die in einer schönen Landschaft bauen wollen, das Gefühl haben: Das wäre jetzt etwas für den Zumthor. Das war früher noch nicht so und ist vermutlich eine Entwicklung, die eher mit einigen meiner Bauten zusammenhängt als damit, dass sich die Menschen verändert hätten. Aber ich selber habe mich verändert! Als Bub habe ich Natur unbewusst wahrgenommen, und als Jugendlicher von siebzehn, achtzehn Jahren kamen mir bestimmte Naturerlebnisse sogar kitschig vor. Mein Vater war Alpinist, und mit meinen Eltern gingen wir oft in die Berge, während ich das Meer vorgezogen hätte und die Berge eher ablehnte. Und dann wird man halt älter – und vor etwa 15 Jahren habe ich plötzlich gemerkt, dass ich Berglandschaften gern habe. An einem Herbsttag, ich weiss nicht mehr genau, wo und wann, bin ich im Berner Oberland rumgefahren, und plötzlich verfiel ich in eine etwas wehmütige Stimmung und merkte: Ich habe diese Landschaft gern! Mir gefallen die Kuhglocken und die schwarzen Schatten im Herbst. Da fühlte ich zum ersten Mal die Verbundenheit mit der Gebirgslandschaft. Auch Gärten sind für mich im Lauf der Zeit wichtiger geworden, wohl nicht zuletzt, weil meine Frau eine begeisterte Gärtnerin ist.



Claude Martin (l.) und Peter Zumthor unterhalten sich im Atelier des Architekten in Haldenstein bei Chur.

Natürliche Landschaft – gewachsene Siedlung

P. Zumthor: Der Standort eines Gebäudes ist sehr wichtig. Jedes Haus steht anderswo, und die Landschaft kennt ganz verschiedene Massstäbe. Hier in Haldenstein beispielsweise ist der Massstab sehr klein, während er in Chile, in der Atacama-Wüste, ganz gross ist. Und das sieht man den Häusern an. Ich würde gerne so bauen wie der Oskar Niemeyer, mit grossen, eleganten Körpern. Das kann man hier in der Schweiz nicht machen. Aber ich leide nicht darunter, ich finde auch kleine Massstäbe toll. Sich zu vernetzen ist genau so gut, wie in der Wüste zu bauen: Dann wird der Garten der Nachbarin zu einem Teil von meinem. Ausserdem arbeite ich gerade an einem Projekt in Vals oben, auf der Alpstufe, unmittelbar über der Waldgrenze, und dort kann man plötzlich gross bauen. Weil die Landschaft einen grossen, ruhigen Massstab erfordert. Die riesigen Alpenschermen, die dort oben stehen, sind wunderbar. Dort oben steht nicht das kleine Häuschenzeugs wie unten im Tal. Jede Landschaft hat ihren Massstab. Den kann man zerstören – oder be-

tonen. Wenn Sie in die Höhe gehen, wird plötzlich alles sehr weit.

C. Martin: In den allermeisten Regionen der Schweiz und besonders im Mittelland wuchern aber die Siedlungen aus. Weil viele Bauzonen riesig sind, entstehen ganze Quartiere, wo ein Einfamilienhäuschen neben dem nächsten steht; alle sehen gleich aus und werden reihenweise auf die Wiese raus gebaut, und Leute wohnen dort, die in die nächste Stadt zur Arbeit pendeln. In den USA kennt man dafür den Ausdruck «urban sprawl» – das krebst einfach so in die Landschaft. Ich bin nicht gegen das Bauen, wenn ein Objekt am richtigen Ort steht: Ein Gebäude wie Ihre Kapelle im Sumvitg ist faszinierend, sie ist zu einem Teil der Landschaft geworden. Das Gewucher dagegen, das man im Mittelland sieht, ist nicht mehr Teil der Landschaft.

P. Zumthor: Dann sagen Sie mir mal spontan, welche Altstadt Ihnen gut gefällt.

C. Martin: Mir gefällt die Altstadt von Nyon. Die wurde zwar künstlich gebaut. Aber für mich hat sie sehr viel mit Natürlichkeit zu tun, weil sie eine bewohnbare und eine wohnliche Stadt ist.

P. Zumthor: Das kann ich nachvollziehen. Interessanterweise ist aber Urbanität in gewisser Weise das Gegenteil von Natur oder von Kulturlandschaft. Beim Bauen verschwindet die Landschaft, und je weiter die Stadt fort schreitet, desto mehr wird sie zu Basel, Zürich oder New York – und von der Natur fühlt man nicht mehr viel. Ausser in Venedig oder in Manhattan, wo noch das Wasser präsent ist. Aber die Urbanität bringt eine andere Landschaftsqualität ins Spiel. Am grossartigsten finde ich das Erlebnis der Landschaft am Meer oder in den Bergen. Ebenso grossartig ist aber das Erlebnis einer richtig tollen Stadt. Über diese Gegensätze könnte man lange sprechen. Aber Sie haben es bereits gesagt: Was man gut findet, empfindet man in einem gewissen Sinn auch als natürlich. Aber es ist nicht die landschaftliche Natürlichkeit, sondern etwas künstlich Erzeugtes, das mir natürlich vorkommt. Weil es historisch gewachsen ist.

Im Prinzip geht es um die ethische Verantwortung und auch wieder um Emotionalität. (C. Martin)

C. Martin: Oder weil es mir entspricht. Wenn ich durch eines dieser riesigen Quartiere mit Einfamilien villen gehe ...

P. Zumthor: ... da müssen Sie einfach noch zweihundert Jahre warten! Das geht nicht so schnell! Der schlechteste Zustand liegt im Übergang von der freien Landschaft zur Stadt. Wenn die Peripherie mit Häuschen zugebaut wird, ist das nicht schön. Aber nicht viele unserer Städte sind Gründungsstädte, die in einem Zug angelegt wurden. Es gibt andere, die durch Verdichtung entstanden sind. Das braucht Zeit. Ich kann mich erinnern, wie wir dreissig

Jahre lang über den Zürcher Escher Wyss-Platz gescholten haben, mit der Autobahn oben durch. Bis dann meine ersten Studenten kamen und fanden, das sei der lässigste Ort in Zürich. Mittlerweile finde ich das auch. Er ist zum In-Quartier geworden. Da hat sich ein Gefühl entwickelt für die städtischen Räume, die auf eine ganz eigene Weise entstanden sind ... in diesem Fall als Unterseite einer Autobahn, die dort einen Raum bildet. Man muss solchen baulichen Strukturen auch etwas Zeit geben. Eine gute Stadt produziert ja auch Neugier und Spannung; eine gute Stadt regt einen auf, regt einen an, ist spannend, bietet eine Dichte von Menschen und Aktivitäten. Also schon ein wenig das Gegenteil von Natur. Aber toll.

C. Martin: Aber die Natur liegt ja auch im Menschen selbst. Also hat eine städtischen Gemeinschaft, wo man sich wohl fühlt, auch wieder mit Natur zu tun. Hier vermag ich diese Begriffe des Künstlichen auf der einen und des Natürlichen auf der anderen Seite eben nicht so zu trennen.

Was zu tun bleibt

P. Zumthor: Die Ethik ist wichtig, in jedem Beruf. Man ist ja immer froh, wenn man auf jemanden trifft, der seinen Beruf nicht nur ausübt, um Geld zu verdienen und reich zu werden, sondern weil er sich freut, Teil der Welt zu sein und etwas begreifen zu können, zu verstehen und zu diskutieren. Das Leben ist das grösste Geheimnis, das es in dieser Welt gibt. Und die Biologen haben ganz direkt damit zu tun und müssen sich auch ethisch überlegen, was man manipulieren darf. Wir müssen über das Leben reflektieren, das ist unbedingt notwendig.

C. Martin: Man findet natürlich auch technische Antworten: «Umweltverträglichkeitsprüfung» heisst das so schön. Aber im Prinzip geht es um eine ethische Verantwortung und auch wieder um Emotionalität. Kleine Kinder können beispielsweise die Motivation für ein Biologiestudium entwickeln, wenn ihre Eltern es zulassen,

dass sie mit einem Schneckenhäuschen oder einem Regenwurm in der Tasche nach Hause kommen und es nicht als «Dreck» deklarieren. So können sie ihre natürliche Neugier entwickeln für das, was kriecht und flücht, und es erwacht eine Empfindlichkeit und Empfänglichkeit, ein Bauchgefühl für das, was am Schluss entscheidend ist: für das Natürliche und das Künstliche.



«Die Menschen sollten besser Bescheid wissen über die Natur, die sie umgibt»

Kunst und Sport im Gespräch

Den Aficionados des Bergsports ist ihr Name ein Begriff: Nachdem sie mehrmals den X-treme von Verbier und elf internationale Siege auf der Freeride World Tour realisiert hat, gilt Géraldine Fasnacht als eine der besten Freeride-Snowboardfahrerinnen. Aufgewachsen im kleinen Dorf von Poliez-le-Grand auf der Hochfläche des Jorat (Waadt), lernte sie praktisch gleichzeitig Gehen und Skifahren. Schon bald entdeckte sie ihre Leidenschaft für das Snowboard und gewann damit zahlreiche Preise in internationalen Wettkämpfen. Vor gut zehn Jahren fand sie zu einer weiteren Passion: dem Base-Jumping. Sie führte völlig selbständig eine zwei Monate dauernde Antarktis-Expedition zum Fuss des Holtanna-Massivs durch; daraus entstand der Film «Holtanna – the Antarctica Adventure», der den ersten Base-Jump auf dem südlichsten Kontinent unseres Planeten dokumentiert. Über ihre Firma LINEPROD organisiert die Outdoor-Sportlerin Bergtouren und Abenteuerreisen in die Arktis und die Antarktis, veranstaltet Seminare und hält Vorträge. Über ihre Stiftung «Mountain Line Foundation» unterstützt sie Junioren, die sich ebenfalls für Sportarten jenseits des geförderten Breitensports begeistern, insbesondere Freeride-Ski und -Snowboard. Ausserdem agiert sie als Botschafterin verschiedener Marken.

Mit seinem Doktorat in Molekularbiologie und mit einer Ausbildung als bildender Künstler verbindet Pierre-Philippe Freymond Wissenschaft und Kunst. Auftakt seiner offiziellen künstlerischen Vita bildete der Preis des Fonds für Dekoration und visuelle Kunst des Kantons Genf im Jahr 1999. Nach zahlreichen Ausstellungen in der Schweiz und in Frankreich erhielt er 2007 das vom Kunstmuseum Bern und der Stiftung GegenwART ausgestellte Stipendium für einen Aufenthalt in der Residenz in Beijing; zwei Jahre später honorierte der Schweizerische Nationalfonds (SNF) zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung seine Auseinandersetzungen an der Schnittstelle zwischen Kunst und Wissenschaft mit einer persönlichen Ausstellung im Pförtnerhaus des SNF, die parallel mit einer Schau im Kunstmuseum in Bern stattfand. Nach einem einjährigen Aufenthalt in China, der von einem Stipendium der Schweizer Rektorenkonferenz finanziert wurde, unterrichtet Pierre-Philippe Freymond zurzeit an der Kunst- und Designhochschule HEAD in Genf.

Das Natürliche und sein Stellenwert

P.-P. Freymond: Das Wort «Natur» ist problematisch. Meine Eltern waren Landwirte, und für sie ist die Natur etwas ganz anderes als für den Städter oder für Journalisten, die eher eine idealisierte Natur beschreiben. Andererseits ist es nach meiner Rückkehr aus China die Natur, die mir an der Schweiz auffällt! Dass wir frei atmen, uns ins Gras setzen oder mit Trinkwasser duschen können, ist schwer zu glauben. In diesen Augenblicken ist die Schweiz für mich tatsächlich eine Art grosser Garten! Wenn ich aber darüber nachdenke, scheint mir das typisch schweizerische Naturerlebnis geprägt von zwei verschiedenen Typologien: der Natur des Mittellands und jener der Berge. Letztgenannte würde ich als Biologe tatsächlich als natürlich und wild bezeichnen. Der Rest, seit Jahrhunderten urbar und kultiviert, ist eine verkünstlichte Natur, die eher einem Garten als einer Wildnis ähnelt. Ein sehr schöner Garten voller Vögel und Tiere.

G. Fasnacht: Es stimmt zwar, dass in der Schweiz alles schön geordnet ist, weil hier der Platz knapp ist. Aber wenn ich an Natur denke, fällt mir ein, dass immerhin drei Viertel unseres Landes aus herrlichen Bergen bestehen. Das ist ein grosses Glück. Natur ist für mich dort, wo ich mich wohl fühle. Ein Ort, wo ich bleiben kann, wo ich gerne schlafe, wo ich gerne Sport treibe und Zeit verbringe. Wo ich mich sicher fühle. Im Unterschied dazu fühle ich mich in der Stadt, mitten unter Leuten, nicht in Sicherheit. Denn dort gibt es Drogen, Aggression, Gewalt, Verkehrsunfälle.

P.-P. Freymond: Das ist in der Tat erstaunlich, denn da hat eine Umkehrung stattgefunden. Vor noch nicht so langer Zeit, vielleicht vor einer oder zwei Generationen, war die Natur der Ort von Gefahr und Gewalt. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Berge einfach Furcht erregend. Heute aber geht es mir gleich wie Ihnen: Ich hätte grössere Angst, meine Tochter allein in die Stadt zu lassen als in einen Wald irgendwo in den Bergen. Unsere Grosseltern aber lebten vor gar nicht so langer Zeit noch

in einer anderen Realität, als die Natur als etwas Negatives wahrgenommen wurde.

G. Fasnacht: Man muss dazu auch sagen, dass die Natur heute leider immer besser organisiert ist. Wenn uns hierzulande etwas zustösst, rufen wir die Rega an und sind zehn Minuten später im Spital. Dank Infrarot-Suchgeräten können wir sofort geortet werden, zumindest hierzulande stehen wir unter einer ständigen Fürsorge. In der Antarktis ist das anders, auch wenn wir heute natürlich immer noch besser geschützt sind als die ersten Polarforscher. Aber auch heute weiss man, dass nichts passieren darf, kein offener Beinbruch etwa, weil man ganz auf sich selbst gestellt ist. Es gibt also hier eine Dimension, von der wir uns entfernen.

Unsere Grosseltern lebten vor gar nicht so langer Zeit noch in einer anderen Realität, als die Natur als etwas Negatives wahrgenommen wurde.
(P.-P. Freymond)

P.-P. Freymond: Was heisst das für die Intensität des Erlebnisses, wenn man so weit weg ist wie in der Antarktis? Verhält man sich anders, wenn man weiss, dass nichts passieren darf?

G. Fasnacht: Nun, man setzt sich engere Grenzen und geht keine Risiken mehr ein. Wir waren beispielsweise auf einem Gletscherplateau auf 1800 Metern Höhe, mit enormen Spalten, die Temperatur betrug minus 40 Grad. Wenn da die Thermoskanne im Rucksack gefriert, hat man nichts mehr zu trinken, und man muss vier Stunden zurück ins Camp marschieren – das stellt zusätzliche Hürden auf, und man unternimmt die Tour nur, wenn die Verhältnisse optimal sind. Hier in der Schweiz hingegen kann man über die Bergflanke steigen und findet immer irgendwo eine Hütte, oder man sieht Bäume und

weiss, dass man die Waldgrenze erreicht hat und kann sich irgendwie zurechtfinden.

P.-P. Freymond: Ja, die Natur hier hat Leitplanken, auch wenn sie unbewohnt ist.

G. Fasnacht: Und wir kennen sie gut, weil wir hier aufgewachsen sind.

Gefährliche Natur und intensives Leben

P.-P. Freymond: Was motiviert Sie überhaupt, die Antarktis aufzusuchen?

G. Fasnacht: Wir wollen neue Orte ausfindig machen – neue Steilhänge fürs Basejumping.

P.-P. Freymond: Das ist aber doch äusserst riskant ...

G. Fasnacht: Für mich ist das ein Gebirgssport, der natürlich gewisse Risiken aufweist, aber eher weniger gefährlich ist als Klettern oder Freeride-Skifahren abseits der Pisten. Beim Basejumping braucht man keine Lawinen oder Felsstürze zu befürchten. Der Wind ist das einzige Element, das einen stören kann. Doch ob er bläst oder nicht, merkt man beim Aufstieg auf die Klippe. Er wird nicht in den zwei Sekunden auffrischen, in denen man springt.

keiten. Zum einen gibt es die Sprünge ohne Anzug: Man wirft sich hinaus und öffnet dann den Fallschirm. In der Regel beginnt man auf Brücken, um die Balance des eigenen Körpers kennen zu lernen und um nicht mit Wänden zusammenzustossen. Ist das Selbstvertrauen gross genug geworden, folgen die Sprünge von höheren Felswänden. Jene, die Erfahrungen beim Fallschirmsprung aus Flugzeugen gesammelt haben, können dann zum andern sogenannte Wingsuits anziehen, Anzüge mit Flügeln, die unter den Armen am Körper und zwischen den Beinen befestigt sind. Sie gestatten es uns, auf 1000 Meter Höhe drei Kilometer in der Horizontalen zu segeln. Wir können so mit den Gebirgskämmen spielen und eine Ideallinie bestimmen, die wir springen möchten. Ich nehme mir vor, mit diesem und jenem Berggrat zu spielen, dann dorthin zu fliegen und schliesslich an einem bestimmten Punkt dort drüben zu landen. Man fliegt seine Linie, ein wenig so, wie man sie beim Freeride mit den Skiern fährt.

P.-P. Freymond: Es kommt es mir vor, als ob sich zwei einander völlig entgegengesetzte Aspekte hinter der Idee von «Natur» versteckten. Einerseits gibt es die «Mutter Natur» – eine von Grund auf positive Qualität, zu der wir in eine nostalgisch gefärbte Verbindung zu treten suchen. Andererseits gibt es die biologische Wirklichkeit, die wild und gewalttätig ist und die womöglich in einer Beziehung steht zu etwas Grausamem in uns selber. Ich frage mich, welche Gefühle beim Springen aufkommen. Ob der Adrenalinschub im Augenblick des Sprungs nicht auch mit dieser ursprünglichen Wildheit in uns selber zu tun hat.

G. Fasnacht: Man ist hellwach, aber man erlebt die Sekunden ganz anders als sonst. Die ersten drei Sekunden, wenn ich mit den Füßen von der Klippe abstosse und beginne, mich auf die Luft zu stützen und zum integralen Teil der Natur werde, wenn ich mit ihr verschmelze – das ist total verrückt. Ich fühle mich nie so lebendig wie bei dieser Art Sport. Beim Freeride-Snowboard-Fahren ist

Die ersten drei Sekunden, wenn ich mit den Füßen von der Klippe abstosse und beginne, mich auf die Luft zu stützen und zum integralen Teil der Natur werde – das ist total verrückt. (G. Fasnacht)

P.-P. Freymond: In die Leere zu springen, finde ich ziemlich abenteuerlich. Was sucht man da, wieso tut man das?

G. Fasnacht: Mein Ziel ist das Fliegen. Ich wollte schon fliegen, als ich ganz klein war. Es gibt dafür zwei Möglich-



Géraldine Fasnacht und Pierre-Philippe Freymond haben sich auf halbem Weg in Vevey getroffen.

es das Gleiche. Im Moment, wo ich den Gipfel einer Felswand verlasse und der Schnee unter meinem Brett zu fliegen beginnt und ich den Eindruck habe, über dem Gelände zu schweben, werde ich Teil der Natur. Man spielt nicht mit ihr, man stellt sich vielmehr auf sie ein.

Auf künstliche Art in der Natur sein

P.-P. Freymond: Hinter dieser Art von Erfahrung steht sicher eine lange technische und menschliche Entwicklungsgeschichte. Wann hat man damit begonnen?

G. Fasnacht: Im Jahr 1965 sprang ein österreichischer Zahnarzt in den Dolomiten als Pionier mit einem runden Fallschirm. Die heutigen Fallschirme sind oval wie die Gleitschirme und viel sicherer; es braucht schon krasse Fehlmanipulationen oder viel Pech, damit ein Unfall passiert. Aber es waren diese frühen Abenteurer, die uns weiter gebracht haben, indem sie uns den Weg ebneten und nicht aufgehört haben, ihn weiter auszukundschaften.

P.-P. Freymond: Da steckt ein enormer Erfindergeist drin, der dank eines grossen technischen Einsatzes die Grenzen immer weiter ausdehnt.

G. Fasnacht: Das stimmt, und ich stelle mir vor, wie sich die Bergdohlen, die über uns schweben, ganz schön amüsieren, wenn sie uns mit unserer Ausrüstung anrücken sehen und wir in unsere schwerfälligen Kombianzüge schlüpfen. Oder auch das Gamswild, das sieht, wie wir versuchen, an Orten mühsam hochzuklettern, wo sie herumtollen und herunter rennen. Wir stehen übrigens im engen Kontakt mit dem Wildhüter: Wenn er uns bittet, an einer Stelle nicht zu springen, weil das die nistenden Vögel stört, halten wir uns daran. Steinböcke und Gämsen lassen sich durch uns ohnehin kaum irritieren – abgesehen davon, dass die Jäger sogar sagen, es sei gut, wenn sich die Tiere bewegen, denn sie würden eher zu alt und zu schwach und würden oft ihre Krankheiten übertragen. Es braucht die natürlichen Feinde, die Beutegreifer, und die fehlen heute. Zum Glück findet einmal jährlich die Jagd statt.



P.-P. Freymond: Diese Vorstellung von Jagd und natürlichem Feind kommt der Wildheit nahe, die vorhin zur Sprache gekommen ist und wo grausame Beziehungen zwischen den Arten – die Menschen inbegriffen – eine zentrale Rolle spielen. Durch die Industrialisierung haben wir uns davon gelöst: Wir erkennen die massive raubtierartige Beziehung nicht mehr, die wir zu den Tieren unterhalten. Wenn wir nicht gerade Jäger sind, sehen wir kaum je, wie ein Tier getötet wird, und vermeiden dadurch eine unangenehme Erfahrung. Doch für dieses Behagen zahlen wir einen Preis in Form eines Defizits der Sinne und des Sinns! Denn unsere Vorstellungswelt hat sich verändert, indem unsere eigene innere «Natur» im gleichen Mass künstlich geworden ist wie die Welt, die uns umgibt.

Naturwesen Mensch?

G. Fasnacht: Wenn ich mit Leuten diskutiere, geschieht es regelmässig, dass sie mir sagen, sie hätten Angst, irgendwo in den Bergen zu schlafen. Oder wenn ich ihnen

sage, sie sollten ihre Feldflaschen am Bergbach füllen, diskutieren sie über Bakterien, die gefährlich sein könnten. Mich stört das, denn wir stammen doch selber aus der Natur. Klar, heute hat man Häuser, aber früher wohnen wir in Höhlen, tranken aus den Flüssen, fanden alles in der Natur, was wir brauchten; das, was darüber hinaus geht, ist für mich künstlich. Und je mehr Fortschritte wir machen, desto mehr entfernen wir uns von der Natur. Vieles wissen und kennen wir nicht mehr, weil wir die Dinge nur noch im Supermarkt einkaufen.

P.-P. Freymond: Mir ist nicht wohl bei dieser grundsätzlichen Gegenüberstellung von Natürlichkeit und Künstlichkeit. In dem Mass, als sich die politische Ökologie durchzusetzen begann, wurde der Mensch zu einer Art Verkörperung des Unnatürlichen. Aber ich denke, dass das, was wir als das Künstliche bezeichnen, als Keim immer schon im Menschen und somit in der Natur angelegt war. Freilich wurde die Evolution durch den Menschen ausserordentlich beschleunigt: Wir sind in eine

andere Zeit eingetreten, in die der kulturellen Evolution. Es dauert nur noch wenige Jahre, um Neues zu erfinden, um Lösungen für allerhand Probleme zu entwickeln, und um dieses Wissen weiterzugeben, brauchen wir nicht darauf zu warten, dass die Gene zur nächsten Generation weitergegeben werden. Heute wimmelt es auf Erden von Menschen, weil sie Lösungen für die hohe natürliche Sterberate gefunden haben: Anfangs des 19. Jahrhunderts betrug die Lebenserwartung in Europa ungefähr 35 Jahre. Diese Lösungen allerdings sind technischer Art, beruhen auf dem Künstlichen, und diese Fähigkeit lässt sich mit der biologischen Evolution kaum vergleichen. Sobald wir in der Lage sind, eine Entzündung oder einen Parasiten zu bekämpfen, und wir von lauter Menschen umgeben sind, die ebenso gesund sind wie wir, verändert sich zwangsläufig unsere Beziehung zur Natur. Denn sie entspricht nicht unserem biologischen Erbe. Und wenn wir uns fürchten, draussen allein im Dunkeln zu übernachten, an einem einsamen Ort im Wald, dann erscheinen uns diese Ängste irrational, obwohl sie in einer weit zurückreichenden und sehr realen biologischen Geschichte begründet sind. Es handelt sich um die Erfahrung der Beute, die den Unwägbarkeiten einer feindlichen Umwelt ausgesetzt ist. Doch selbst wenn nun aber diese Situation sich verändert hat und sogar ins Gegenteil gekippt ist, bleibt unser biologisches Erbe doch das gleiche. Es tritt also eine Diskrepanz ein, eine Art Widerspruch, der in das Gefühl eines Mangels mündet. Doch was fehlt wirklich in dieser verkünstelten Umwelt?

G. Fasnacht: Die Freiheit.

P.-P. Freymond: Die Freiheit oder eine Art der Konfrontation mit etwas Starkem. Haben wir womöglich die Gewalttätigkeit der Natur verinnerlicht?

Freiheit, Natur und (Natur)gesetze

G. Fasnacht: Ich suche eindeutig die Freiheit. In der normalen Welt, in der Schweiz, bekommt man sofort

eine Busse oder wird zurechtgewiesen, man muss sich überall einpassen. Natürlich gibt es auch in den Bergen Regeln, aber die sind konkret und sinnvoll. Mir scheint, je mehr Vorschriften überall aufgestellt werden, desto grösser werden unsere Probleme. Das merkt man auch im Gebirgssport. Es ist eine Masse an Ausrüstung auf dem Markt, und man erzählt den Leuten, wenn sie dieses oder jenes kaufen, für Tausende von Franken Material und Information, könnten sie ohne Sorgen völlig gefahrlos alles machen. Aber die Berge sind kein Supermarkt. Wer sie kennenlernen und ihr Zutrauen gewinnen will, muss enorm viel Zeit aufwenden.

Die Berge sind kein Supermarkt.

Wer sie kennenlernen und ihr Zutrauen gewinnen will, muss enorm viel Zeit aufwenden.
(G. Fasnacht)

P.-P. Freymond: Der Berg konfrontiert uns mit einer Art objektiver Realität. Mir scheint, dass hier die Verhaltensregeln, von denen Sie sprechen, ihre Kraft aus der Eindeutigkeit gewinnen: Man nimmt sie wahr und erkennt sofort, dass sie sinnvoll sind. Das bedeutet nicht, dass anderswo in der Gesellschaft den Regeln ihre Daseinsberechtigung abgeht. Aber in der verkünstelten Welt sind die Beziehungen indirekt und distanziert, so dass sich der Hintergrund der Gebote und Verbote schwerer erfassen lässt. Womöglich kommt es dann tatsächlich zu einer Art Inflation der Regeln, und die Kontrolle wird zum Leitmotiv, das überall eindringt ...

G. Fasnacht: Den Menschen wird dermassen vorgegeben, wie sie sich zu verhalten haben, dass sie nicht mehr überlegen und sich keine Fragen mehr stellen. Sie gehen in die Natur, sehen irgendwo einen Markierungsposten und denken, es sei alles sicher und sie könnten losgehen. Oder dann folgen sie mir nach — ohne sich zu fragen, ob sie das

erforderliche Niveau haben oder die geeignete Ausrüstung. Die Leute wagen sich an Orte vor, ohne auch nur richtig hinzuschauen oder sich auszukennen. Ich finde das

Die Urmenschen haben begonnen, auf den Wänden der Grotten zu zeichnen, und diese Zeichnungen stehen für Künstlichkeit, aber zugleich auch für eine neue Beziehung zur Natur. (P.-P. Freymond)

verrückt. Schon als ich ganz klein war, warnten mich meine Eltern vor den Gefahren der Berge. Fehlt es hier, in unserer Konsumwelt, an der Erziehung oder am Respekt?

Kunst und Künstlichkeit

P.-P. Freymond: Ich habe Sie über Ihre praktischen Erfahrungen ausgefragt, weil mir scheint, dass die künstlerische Tätigkeit ebenfalls unter dem Blickwinkel einer Art Ambivalenz betrachtet werden kann. Zum einen untersteht das, was die Kunst herstellt, der Künstlichkeit, ein wenig wie die Schneekanonen. Zugleich sucht der Künstler ständig nach einer Beziehung zum Wesentlichen, nach Übereinstimmungen zwischen der Sinnlichkeit und der Sinnhaftigkeit. Wir entwickeln uns im Grenzbereich, laufen ständig Gefahr, uns zu verlieren, wegen des Marktes, der Gesellschaft oder der eigenen Grenzen. Gewisse Werte, die Sie mit der Natur verbinden, gehören für mich zur Kunst. Es geht um etwas, das mich verbindet, das mich mit meinem eigenen Leben konfrontiert, auch mit meinen Grenzen, aber auf jeden Fall mit allem, was da ist. Das mich in Beziehung setzt und in einen Austausch mit der Welt und den Menschen. Und diese Eigenschaft, das Vorhandene in Bilder umzusetzen, in Vorstellungen der Wirklichkeit, ist ein Merkmal des Menschen. In der Anthropologie ist es sogar das Indiz, das den Übergang des Urmenschen zum Homo sapiens sapiens, das heisst zu uns, begleitet. Diese Menschen haben begonnen, auf den Wänden der Grotten zu zeichnen, und diese Zeichnungen stehen für Künstlichkeit, aber zugleich auch für

eine neue Beziehung zur Natur. Dieser grosse Sprung ist ziemlich geheimnisvoll, und seither haben wir nicht mehr aufgehört, immer wieder zu springen. Wenn Sie also von einer Klippe springen, interessiert mich, was Sie dazu gebracht hat, welche Evolution dahinter steht, die nicht nur eine technische Entwicklung ist, sondern auch eine der Ideen und der Kenntnisse.

G. Fasnacht: Im Jahr 1965 ist zum ersten Mal jemand über eine Klippe gesprungen, in den Dolomiten, ein italienischer Zahnarzt, der dazu einen runden Fallschirm benutzte. Das ist verrückt, mit dieser Ausrüstung hätte ich das nie gewagt. Ich weiss aber, dass ich auf dem Gipfel eines Berges keine Lust habe, zu Fuss oder mit der Gondelbahn hinunter zu steigen. Was mich auf den Gipfel drängt, ist die Lust, anschliessend wieder hinunter zu gelangen und dabei meine Linie auf den Berg zu ziehen – entweder im Schnee oder in der Luft. Das ist es, was mich motiviert. Und das ist kunstvoll! Das berührt mich oft, wenn ich eine Wand sehe, die ich am vorangegangenen Tag gezeichnet habe, und die Linie durch den Wind oder durch den Schnee verwischt – und hopp, man muss die Linie nachzeichnen, und schliesslich wird eine neue Linie daraus.

P.-P. Freymond: In unserer Welt ist die Vorstellung von Künstlichkeit negativ gefärbt. Sie bezieht sich auf Gegenstände, die weit vom Notwendigen entfernt sind. Aus psychologischer Perspektive ist es noch schlimmer, Künstlichkeit ist hier das Gegenteil von Wahrhaftigkeit, und eine abwertendere Beurteilung ist kaum vorstellbar. Aber eigenartig ist es trotzdem, denn Dinge herzustellen, Techniken zu entwickeln, ist etwas zutiefst Menschliches, liegt also ebenfalls in der Natur. Ich frage mich wirklich, wieso wir Künstlichkeit so ablehnen. Ist es, weil wir alle übersättigt sind, von dieser Warenwelt, dem Konsum – und dass wir Künstlichkeit mit kommerziell, falsch und inhaltsleer gleichsetzen? Andererseits gibt es eine Menge Werkzeuge, Techniken und Objekte, die sehr künstlich sind und trotzdem sehr nützlich.



Die Kunst der flüchtigen Spuren im unberührten Schnee.
(Foto: iStock, Wahl: G. Fasnacht)



Eine «Chimäre», die der Künstler im Jahr 2004 gestaltet hat.
(Wahl und Foto: P.-P. Freymond)

G. Fasnacht: Der Airbag etwa — das ist ein weiteres künstliches Erzeugnis, aber ich setze es ein, weil es mich davor retten kann, unter einer Lawine verschüttet zu bleiben. Auch die Staumauern sind nützlich und viele weitere Dinge, die errichtet wurden und die daher künstlich sind, die uns aber gestatten, dank der Natur Energie zu erzeugen.

Das Pflichtenheft der Wissenschaft

P.-P. Freymond: Wir sind sehr zahlreich geworden auf der Erde, und der Druck ist gewaltig. Und die Lösung wird in der Technik, im Artefakt, im Künstlichen liegen. Das ist das Paradoxe in der ganzen Situation. Die Schweiz ist hierfür ein gutes Beispiel; sie ähnelt einem grossen Garten, den wir gestaltet haben. Das Künstliche hat hier einen positiveren Nebensinn. Angesichts der Situation auf unserem Planeten läuft es ohnehin auf eine solche Verkünstlichung der Natur hinaus: Wir werden einen grossen Garten verwalten müssen, mit Elefanten in Afrika, Eisbären am Nordpol, mit Bevölkerungsmengen, die wir monitorisieren und bis zu einem gewissen Grad verfolgen können. Wir werden so zu einem neuen Gleichgewicht finden müssen, das zu einem guten Teil künstlich sein wird, mit Energie- und Stoffflüssen, die über lange Zeit Bestand haben können. Dies setzt allerdings eine entsprechende Kultur voraus, die den Herausforderungen gerecht wird, ebenso ein globales Bewusstsein, und Mittel, damit wir uns weltweit einigen und koordinieren können, was nicht einfach sein wird.

G. Fasnacht: Ich weiss nicht so recht; mir scheint, da steht etwas schief, wir sind dann völlig der Natur entfremdet. Es gibt doch viele Lösungen, auf die man nur deshalb nicht kommt, weil die Menschen ihre unmittelbare Umwelt zu wenig kennen, in der sie leben. Heute ist vieles zu stark mit Moral aufgeladen und zu wenig logisch. Mit Erdwärme heizen etwa ist im Hochgebirge schwierig. Neulich berichteten die Medien von einem Neubau in Verbier, der mit Wärmepumpen ausgestattet wurde. Wenn man das hier in Vevey macht, hat man nach 10 bis 20 Meter gute Möglichkeiten. Aber in Verbier haben sie die ersten 100 Meter gebohrt, ohne Resultat — dann wurde halt weitergebohrt, bis in 600 Meter Tiefe! Erst da war Heizen sinnvoll möglich. Wenn man nun in Rechnung stellt, wie viel Energie allein fürs Bohren verwendet wurde, wird es absurd. Es ist sinnlos, wenn wir uns in diese Richtung entwickeln. Die Menschen sollten vielmehr besser Bescheid wissen über die Natur, die sie umgibt.

P.-P. Freymond: Die Schwierigkeit rührt möglicherweise von einer Kluft zwischen einer erforderlichen künstlichen Verwaltung der Natur und unserem Bedürfnis, uns recht heftig mit der Wirklichkeit zu konfrontieren, damit wir uns als menschliche Wesen begründen können. Es treten also zwei gegenläufige Bewegungen auf, die eine entfernt und betäubt uns, die andere drängt uns, die Konfrontation zu suchen, weil nur sie es uns gestattet, uns weiterzuentwickeln, uns zu verwandeln, oder kurz gesagt: uns am Leben zu erhalten. Ein Garten schlägt eine befriedete Version der Natur vor, eine komfortable, aber unter bestimmten Gesichtspunkten eher fade. Wir sind hin- und hergerissen; die Schalheit passt uns nicht ganz.



«Die Natur bleibt das Ideal»

Kochkunst und Lebensmittelchemie im Gespräch

Unter den Anhängern gepflegter Kochkunst ist Anne-Sophie Pic keine Unbekannte: Sie erlangte im Jahr 2007 höchste gastronomische Weihen, indem sie von 80 000 Küchenchefs zur Köchin des Jahres gewählt und von Michelin mit einem dritten Stern ausgezeichnet wurde. Vor ihr errangen erst drei Frauen in Frankreichs Gastronomie einen so hohen Rang. Anne-Sophie Pic führt in der dritten Generation das Restaurant «Maison Pic» in Valence. Seit 2009 ist die Spitzenköchin auch Chefin des Restaurants im Fünf-Sterne-Hotel «Beau-Rivage Palace» in Lausanne.

Die Firma Givaudan mit Hauptsitz in Vernier (GE) beliefert namhafte Firmen des Weltmarktes mit Duftstoffen und Aromen. Ein wichtiger Standort für den Produktionszweig von «Savoury» – so heissen die Aromen, die in Nahrungsmitteln zum Einsatz kommen – ist die ehemalige Fabrik von Maggi im zürcherischen Kemptthal. Hier befindet sich auch der Arbeitsplatz der Aromenanalytikerin Christine Hunziker. Sie hat ihr Chemiestudium an der ETH in Zürich absolviert. Die Geruchsnancen, welche die Chemikerin im Beruf mit dem Gaschromatographen analysiert, bleiben auch in der Freizeit eine Passion – kocht sie doch leidenschaftlich gern.

Das Natürliche und sein Stellenwert

C. Hunziker: Wenn ich «natürlich» höre, sehe ich die Felder der Bauern vor mir, den Wochenmarkt mit Früchten und Gemüsen, aber auch die Berge und die Wüste. Es geht es um die ganze Schöpfung, die Genesis.

A.-S. Pic: Bei mir ist es das Gleiche: Ich denke sofort an meinen Gemüseproduzenten aus dem Departement Drôme. Wenn ich ihn besuche, koste ich die Erbsen, die ich von der Pflanze pflücke, oder die Tomate. Für mich ist natürlich, was aus der Erde wächst oder aus dem Meer kommt.

Der Mensch als Teil oder Gegenteil der Natur

C. Hunziker: Der Mensch gehört zur Natur, aber er unterscheidet sich durch seine Intelligenz von den anderen Naturwesen. Und diese Intelligenz ermöglicht es ihm, die Natur zu beherrschen und gelegentlich auch gegen sie zu handeln. Andererseits braucht es bestimmte Eingriffe, ohne die kein Getreide auf den Feldern wachsen würde, und die Kirschen wären voller Würmer. Wir hätten viel weniger zu essen, denn gerade beim Konsum profitieren wir von der Natur.

A.-S. Pic: Es stimmt, dass der Mensch eingreift und den natürlichen Lauf der Dinge abwandeln kann. Er kann ihn nicht völlig verändern, aber er kann gewissen Prozessen vorbeugen oder davor warnen. Das ist eine wichtige Rolle, auf die sich der Mensch beschränken sollte: Er sollte sicherstellen, dass Tiere und Pflanzen weiterexistieren und sie nur innerhalb bestimmter Grenzen verbessern.

C. Hunziker: In meinem Beruf sind die Begriffe, was als künstlich und was als natürlich gilt, genau definiert. Wir benötigen ja natürliche Rohstoffe. Dazu gehören auch enzymatisch hergestellte Produkte. Wenn aber ein Produkt durch chemische Synthese erzeugt wird – wenn also einzelne Moleküle zugefügt werden um den Geruch oder Geschmack zu verstärken, gilt das nicht mehr als natürlich. So lautet die Gesetzgebung, die im Jahr 2011

von Grund auf geändert wurde. Auf einigen Produkten war der Ausdruck naturidentische Aromen zu lesen, was heute nicht mehr zu finden ist. Obschon diese Syntheseprodukte meistens die genau gleiche chemische Struktur aufweisen wie die, die man in der Natur findet, gelten sie heute als nicht natürlich oder naturidentisch (künstliche Aromenmoleküle haben kein natürliches Vorbild). Für mich liegt die Abgrenzung zum Natürlichen in erster Linie in der Produktionsumgebung. Die Chemie spielt sich in einer Atmosphäre ab, die künstlich ist – zum Beispiel in einem Reagenzglas, mit einem Lösungsmittel. Die chemische Arbeitsumgebung ist vielleicht künstlich, aber das Produkt, das man chemisch herstellt, kann genau dasselbe sein wie das, das man in der Natur findet.

Für mich liegt die Abgrenzung zum Natürlichen in erster Linie in der Produktionsumgebung.
(C. Hunziker)

A.-S. Pic: Der äussere Kontext bestimmt also die Natürlichkeit – und hier stellt sich in meinem Beruf die Frage nach der Jahreszeitlichkeit. Wenn wir ein Gemüse im Treibhaus wachsen lassen, erzeugen wir ebenfalls eine ganz eigene Atmosphäre. Und trotzdem ist das völlig natürlich, obschon wir die Umgebung und sogar die Saison verändern. Das gestattet uns, bestimmte Produkte etwas länger zu verwenden. Wir selber nutzen immer mehr Produkte, die vor Ort erzeugt werden und die nicht erst teuer transportiert werden müssen. Sie sind nicht manipuliert und zwangsläufig frischer. Wir arbeiten dabei mit einem Zeitplan; so haben wir vor einigen Wochen mit meinem Produzent besprochen, was er für den kommenden Winter anpflanzen soll. Dabei planen wir auch ein, wie lange sich die Saison dehnen lässt, ohne dass wir befürchten müssen, dass die Kälte uns einen Strich durch die Rechnung macht. Wir versuchen, gleichermassen mit der Umwelt im Einklang zu sein wie mit dem, was wachsen soll.



Geschmack, Natürliches und Künstliches

A.-S. Pic: Allein auf Grund des Geschmacks ist es schwierig zu merken, ob etwas natürlichen oder synthetischen Ursprungs ist. Denn wenn Sie nur vom Geschmack sprechen, abstrahieren Sie vom sichtbaren Produkt. Dabei beeinflusst das Visuelle unsere Eindrücke stark. Nur auf Grund der Aromen lässt sich ein Naturaroma kaum von einem chemisch synthetisierten unterscheiden.

C. Hunziker: Heute ist es ohnehin nicht mehr erlaubt, etwas unter dem Label «natürlich» zu verkaufen, das nicht auf natürliche Art entstanden ist. Das ist auch eine Frage des Anstands und der Ehrlichkeit. In einigen speziellen und bekannten Fällen ist es möglich, Unterschiede zwischen natürlich und synthetisch hergestellten Aromen sichtbar zu machen. Heute gilt alles, was nicht auf natürliche Art und Weise gewonnen oder hergestellt wird, als naturidentisch.

A.-S. Pic: Diese Ähnlichkeit ist beeindruckend und ich finde sie irgendwie sogar gefährlich. Ich versuche, keine synthetischen Essenzen zu verwenden. Hingegen hatte ich Gelegenheit, Blütenwasser zu kosten, die von Fachleuten für die Parfümindustrie im Destillierapparat hergestellt werden. Das ist etwas ganz Natürliches – und es ist das Gleiche, was ich in meiner Küche versuche: Mit aromatisierten Bädern oder mit aromatischen Ölen erzeuge ich einen bestimmten Geschmack. Das bedeutet, mit der Temperatur zu spielen, mit kalten Absuden, oder wir setzen bestimmte Fette ein, oder Alkohol. Das ist faszinierend, weil wir damit zum Wesen der Küche vordringen. Ich versuche dabei auch, das, was ich brauche, selber herzustellen. In der chemischen Industrie werden ja grosse Mengen produziert! Ich hatte Gelegenheit, einen Betrieb zu besuchen und zu sehen, wie der Geschmack von Grillhähnchen hergestellt wird. Unter einer Glasglocke wurde der Geruch eines gegrillten Poulets aufgefangen und in eine Flüssigkeit umgewandelt. Ich



durfte auch Hummersaft kosten, der aus dem Panzer der Hummer hergestellt wurde; am Anfang steht ein Sud, der bis zur eigentlichen Essenz eingekocht wird. Hier arbeitet die Chemie nicht mit Molekülen.

C. Hunziker: Moleküle kommen nur ganz selten zum Einsatz. Auch unsere Industrie greift auf die Natur zurück. Die Zeiten der Synthese und des Naturidentischen sind vorbei. Unsere Definition von Künstlichkeit bezieht sich vor allem auf die molekulare Ebene.

A.-S. Pic: Es gibt natürlich eine ganze Skala der Herstellungsprozeduren. Wir kennen beim Kochen verschiedene Verfahren, um einen Geschmack zu erzeugen. Und ich denke, Sie erzeugen ihn auf eine andere Weise.

C. Hunziker: Ja, aber auch unsere Aktivitäten bauen auf der herkömmlichen Kochkunst auf, nur in industriellem Massstab. Und die Natur bleibt unser Ideal. Wenn die

Aroma-Fachleute etwas kreieren, muss es stets dem Original ähneln. Die industriellen Ausgangsstoffe wurden vielleicht mit Enzymen hergestellt, aber es gibt daneben immer auch pflanzliche Extrakte. Heute spricht man viel von Reaktionsaromen, und die erzeugen wir auf ganz ähnliche Art, wie Sie das in Ihrer Küche tun: Zum Beispiel, indem wir Aminosäuren mit Zucker mischen und das Produkt in der so genannten Maillard-Reaktion geröstet und gebräunt wird. Das ist auf industrieller Ebene genau das Gleiche wie das, was Sie in der Pfanne machen.

A.-S. Pic: Genau deswegen ist es ja so interessant, und das haben wir auch bei der Firma gesehen, die wir besichtigen durften. Es gibt einen Koch, der mit den Chemikern arbeitet, und die Grundlagen sind ganz natürlich. Und wir betreiben in unserer Arbeit auch eigene Forschungen, indem wir beispielsweise verschiedene Aromen miteinander so verbinden, dass sie sich gegenseitig möglichst perfekt zur Geltung bringen. Allerdings erfolgt diese Ver-

bindung parallel, ohne das eine Produkt gegenüber dem anderen herabzusetzen. So versuchen wir, das Verfahren zu ermitteln, das den Geschmack wirklich überträgt.

Wir verbinden beispielsweise verschiedene Aromen miteinander so, dass sie sich gegenseitig möglichst perfekt zur Geltung bringen, ohne dabei das eine Produkt gegenüber dem anderen herabzusetzen. (A.-S. Pic)

C. Hunziker: Fett, zum Beispiel. Fett selber kann Geruch und Geschmack erzeugen, auch schlechten, wenn es verdorben ist. Und es kann auch viele Aromen zerstören. Das ist auch Gegenstand unserer Forschung: Inwiefern unterscheidet sich beispielsweise Schafsfett von Rinderfett? Was den Geruch betrifft, liegen die Unterschiede in der Zusammensetzung der flüchtigen Verbindungen. Beim Geschmack wiederum spielen verschiedene Zutaten eine Rolle.

Natürliches, Künstliches und Schädliches

C. Hunziker: Das Natürliche wird oft mit dem Gesunden gleichgesetzt – aber das trifft nicht immer zu. Es gibt Naturprodukte, die schädlich sind. Bestimmte Gewürze beispielsweise, die wir ganz unbefangen in der alltäglichen Küche einsetzen, sind in der Lebensmittelindustrie streng limitiert, weil sie in höherer Konzentration zu gesundheitlichen Problemen führen könnten. Andererseits sind gewisse Substanzen, die im Zusammenhang mit der industriellen Fertigung in Verruf geraten, nicht a priori künstlich. Das als Geschmacksverstärker verwendete Glutamat etwa kommt in vielen Naturprodukten vor, im Käse oder im Bier.

A.-S. Pic: Da stellt sich mir eine Frage. Heute ist es Mode, vieles zu trocknen. Aber wenn man einem Produkt Wasser entzieht, scheint mir, dass sich die Konzentration bestimmter Substanzen erhöht. Wenn das Ausgangspro-

dukt von schlechter Qualität ist, führt das Trocknen nicht zu positiven Ergebnissen, oder?

C. Hunziker: Das stimmt. Aber nach dem Trocknen fügt man in der Regel irgendwann wieder das Wasser hinzu, das entzogen wurde. Allerdings geht beim Wasserentzug auch Aroma verloren. Und genau hier ist ein grosser Teil unserer Industrie aktiv, um die Aromen auszugleichen, die bei der industriellen Verarbeitung verloren gehen.

A.-S. Pic: Eigenartigerweise denken viele Küchenchefs, dass durch das Entwässern der Geschmack konzentriert werden kann! Und das ist falsch, aus Ihrer Sicht?

C. Hunziker: Es ist nicht immer falsch. Bei Pilzen stimmt es hundertprozentig, getrocknete Pilze haben mehr Geschmack. Denn der Trocknungsprozess setzt jene Moleküle frei, die den Geschmack erzeugen. Aber auf Gemüse trifft es nicht zu; hier würde ich sagen, dass Trocknen das Geschmacksempfinden eher auf negative Art verändert, weil es einen Teil der flüchtigen Verbindungen entfernt, die für den frischen Geruch verantwortlich sind.

Kriterien für ein natürliches Aroma

A.-S. Pic: Nehmen wir ein Joghurt mit Vanillegeschmack – voilà, ist das natürlich? Ich stelle es her, und ich finde es natürlich.

C. Hunziker: Ich auch – aber die Vanilleschoten, die auf natürliche Weise heranwachsen, würden nicht einmal ausreichen, um allein die Nachfrage in Deutschland zu decken.

A.-S. Pic: Das stimmt. Weltweit wird kaum ein Aroma mehr nachgefragt als jenes der Vanille. Meines Wissens beruht aber auch die industrielle Produktion von Vanillearoma auf der Schote.

C. Hunziker: Ja, man extrahiert das Aroma aus der Schote. Aber die Schote verwenden zu können, ist ein abso-



Ein Hummer, aus seiner natürlichen Umgebung geholt und für die höheren Weihen der Kochkunst vorbereitet. (Foto: Michaël Roulier, Wahl: A.-S. Pic)



«Die wahre Lebenskunst besteht darin, im Alltäglichen das Wunderbare zu sehen.»
(Pearl S. Buck 1892–1973,
Foto: Courtesy of Givaudan,
Wahl: C. Hunziker)

lutes Privileg! In diesem Teil der Welt, wo wir wohnen, geniessen wir den Vorzug, auf unglaublich viele Rohstoffe zurückgreifen zu können.

A.-S. Pic: Und bei der Vanille aus Tahiti, die wir brauchen, interveniert der Mensch bei der Befruchtung. Da kann man sich ebenfalls fragen, ob das natürlich ist. Aber es ist ein absolut fabelhaftes Produkt und eine grosse Freude, damit arbeiten zu dürfen. Und aus meiner Sicht ist es etwas Natürliches.

Das Natürliche und das Authentische

C. Hunziker: Für mich ist natürlich und authentisch nicht das Gleiche. Etwas kann zugleich umgewandelt und dennoch natürlich sein. So kann man beispielsweise eine Marmelade aus Erdbeeren und Rhabarber kochen. Das ist natürlich – obschon es kein Produkt ist, dass man authentisch so in der Natur antrifft.

A.-S. Pic: Das sehe ich ähnlich. Wenn ein Geschmack durch die Kombination mit einem begleitenden Aroma betont wird, bleibt das ganz natürlich. Was wir als «natürliche Küche» empfinden, nährt sich vermutlich aus unserer Kindheit, erinnert uns an Gerüche und Speisen, die uns früh berührt haben – zum Beispiel das Hähnchen am Sonntag bei meinen Grosseltern. Natürlichkeit definiert sich auch über die kulturelle Erziehung unseres Gaumens.

Was wir als «natürliche Küche» empfinden,
nährt sich vermutlich aus unserer Kindheit,
erinnert uns an Gerüche und Speisen, die uns früh
berührt haben. (A.-S. Pic)

C. Hunziker: Der Geschmack, den wir kosten, muss sich mit einer Erinnerung und einem Wissen verbinden. Wenn wir Tomatensauce essen, müssen wir die Tomaten

sehen können. Wenn wir nie eine Tomate gesehen hätten, könnten wir auch den Geschmack nicht beurteilen.

A.-S. Pic: Man darf tatsächlich nicht vom Ursprung des Produkts abgeschnitten werden. Man muss den Fisch riechen können, wenn man ein Fischgeschäft betritt, oder die Erdbeere im Feld, oder die Tomate in der Pflanzung.

Kulturelle Prägung, Hunger in der Welt und Natürlichkeit

C. Hunziker: Innerhalb von Europa sehe ich keinen grossen Unterschied, was den Zugang und die Wertschätzung des Natürlichen betrifft. In den USA sind die Gesetze vielleicht etwas anders, und die beeinflussen natürlich auch, was wir tun.

A.-S. Pic: Ich beobachte in der Schweiz und in Frankreich einen starken Willen, die Umwelt und das landwirtschaftliche Land zu bewahren. Das finde ich sehr positiv. Die Produkte werden peinlich genau behandelt und begleitet. Damit wird die Rückverfolgbarkeit sichergestellt. Auch andere Länder erzeugen aussergewöhnliche Produkte, aber die Rückverfolgung ist noch nicht vollständig etabliert. Hier könnten Frankreich oder die Schweiz als Vorbilder dienen.

C. Hunziker: Man könnte möglicherweise auch Nahrungsquellen erschliessen, die heute noch kaum verwendet werden. Einzelne Produkte sind bereits auf dem Markt, zum Beispiel in Japan das Surimi, das Fisch- und Krustentierimitat, das aus nicht direkt verkäuflichem Fisch hergestellt wird. Das wäre ein Weg, um auch grössere Nahrungsmengen für die Weltbevölkerung zu gewinnen.

A.-S. Pic: Offen gestanden, kann ich mich gar nicht dafür erwärmen. Das ist eine recht grosse Umwandlung, und das Produkt ist nichts Natürliches.

C. Hunziker: Ich kann Sie gut verstehen, vor 25 Jahren gefiel mir Surimi auch nicht. Aber es erschliesst eine Proteinquelle, die für die Menschen wichtig werden könnte.

A.-S. Pic: Meine Haltung ist hier ziemlich kompliziert. Natürlich sehe ich das Problem, dass bestimmte Fischarten immer seltener werden. Hier müsste man auch den industriellen Fischfang dafür sensibilisieren, dass es einen jahreszeitlichen Rhythmus zu berücksichtigen gilt, mit Fangverboten, damit die Fische sich fortpflanzen können. Und wir gehören zu einem Verbund von Hotels, deren Küchenchefs sich verpflichtet haben, keinen roten Thunfisch mehr zu verarbeiten, um seiner Übernutzung vorzubeugen. Solche Aktionen müssten auf globaler Ebene stattfinden. Ausserdem könnte man vermutlich bei der Zucht von Fisch und anderen Tieren ansetzen; ich denke, es wäre möglich, Zuchtbetriebe so anzulegen, dass es nicht auf Batteriehaltung hinausläuft. Ich hatte Gelegenheit, in Québec Fleisch von Hirschen zu kosten, die halb wild gezüchtet werden, sie wachsen auf weiten Flächen frei auf. Das sind interessante und hochwertige Initiativen.

Kunst und Künstlichkeit

A.-S. Pic: Für mich sind beispielsweise synthetische Aromen künstlich und dem Natürlichen völlig entgegengesetzt. Ein Merkmal des Natürlichen scheint mir dabei wichtig: Es ist flüchtig. Wenn etwas konserviert wird, ist es nicht mehr natürlich. Es gibt zwar Methoden wie die Sterilisation, die auf natürliche Weise eine Konservierung ermöglicht. Aber für mich ist das Natürliche stark an das Flüchtige gebunden.

C. Hunziker: Das stimmt, Aromen verändern sich und verschwinden. Das geschieht ständig, auch beim Kochen. Die Lebensmittelchemie als junge Wissenschaft erforscht eben solche Prozesse, sie will herausfinden, was genau in der Pfanne und beim Reifen eines Produkts, etwa eines Weins, geschieht. Selbst wenn eine Speise fertig zubereitet ist, arbeitet sie weiter und verändert sich. Diese Veränderungen sind chemisch-physikalischer Art.

A.-S. Pic: Der Mensch interveniert in der Kunst wie auch beim Künstlichen. Die Resonanz ist allerdings tatsächlich nicht die gleiche.

C. Hunziker: Es gibt aber auch in der Kunst einen Eingriff und eine Transformation, ganz wie beim Künstlichen. Und Kunst ist für mich nicht nur positiv besetzt. Wenn ich etwas nicht verstehe, empfinde ich es als eher negativ; selbst dann, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt.

A.-S. Pic: Bis vor Kurzem erhielt das Künstliche viel Resonanz, es weckte Neugier. Heute wendet man sich wieder vermehrt dem Natürlichen zu, man pendelt von der einen zur anderen Mode.

C. Hunziker: Ich glaube sogar, dass wir uns noch stärker zur Natur zurückbewegen werden – solange dies noch möglich ist. Wir sehen das täglich in unserem Beruf. Das Künstliche kommt nicht mehr in Frage, alle wollen Natürliches, im Konsum, aber auch sonst im Leben. Vielleicht auch, weil wir einen Ausgleich brauchen zum Künstlichen, das sich anderswo breitmacht: Etwa bei der künstlichen Intelligenz und den virtuellen Realitäten der Informatik.

Als unsere Firma für die Parfümherstellung ätherische Öle nachbildete, geschah dies auch aus dem Wunsch, die natürlichen Rohstoffe zu bewahren. Das war eine starke Motivation.
(C. Hunziker)

A.-S. Pic: Es ist schwer, scharfe Grenzen zwischen den Extremen zu ziehen. Die molekulare Küche beispielsweise war etwas Neues, sie hat Interesse und intellektuelle Genugtuung geweckt. Zugleich hat sie die Forschung voran getrieben; heute wissen wir beispielsweise mehr über das Verhalten von Albumin bei verschiedenen Tem-

peraturen. Natürlich sollte dadurch die instinktive Seite der guten Küche nicht verloren gehen. Aber viele Kenntnisse sind heute fundierter, und wenn wir sie richtig einsetzen, können wir Fortschritte erzielen.

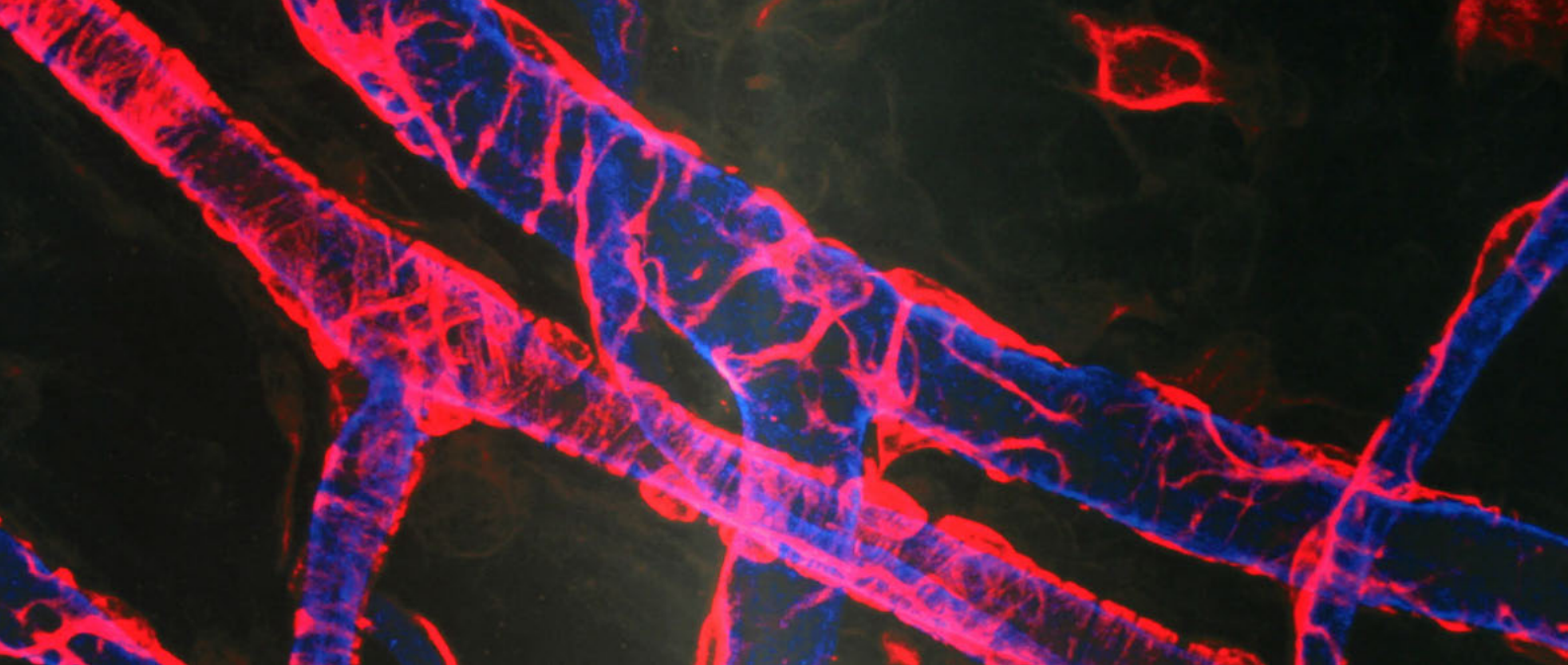
C. Hunziker: Die Kreativität gewisser Küchenchefs beeindruckt mich sehr. Woher nehmen Sie Ihre Ideen? Beruhen sie auf der Erfahrung?

A.-S. Pic: Es ist in erster Linie die Natur, die uns inspiriert! Je breiter Ihre Geschmackspalette wird, desto naheliegender werden auch gewisse Kombinationen. Dann geht es auch um eine Ethik des Kochens, ich möchte eben nicht, dass meine Zutaten weite Reisen zurücklegen müssen. Ausserdem sind die meisten unserer Saucen flüchtig, weil sie auf natürliche Weise gefärbt sind und beim Kochen rasch zerstört werden. Ich denke, es ist das Flüchtige, das die stärksten Emotionen überträgt, das Leben im Augenblick.

Pflichtenheft der Wissenschaft

C. Hunziker: Wie man mit der Natur umgeht, sollte im Zentrum stehen. Es müssten Ansätze entwickelt werden, damit man sie nicht ausbeutet. Als beispielsweise unsere Firma für die Parfümherstellung ätherische Öle nachbildete, geschah dies auch aus dem Wunsch, die natürlichen Rohstoffe zu bewahren. Das war eine starke Motivation. Ich denke, je weniger Ressourcen eine Kultur hat, desto tiefer ist ihr Respekt vor der Natur. Wir hingegen gehen manchmal verschwenderisch mit ihr um.

A.-S. Pic: In Frankreich gibt es Küchenchefs, die mit dem Chemiker Hervé This zusammenarbeiten. In der Chemie wie auch beim Kochen ist man mit dem Natürlichen konfrontiert, und ich denke, dass wir uns vermehrt untereinander austauschen müssten. Auf beiden Seiten könnte man versuchen, Garanten des Natürlichen zu sein. Und in der Nahrungsmittelindustrie müsste man versuchen, die Fertigprodukte so gut wie möglich herzustellen – so nahe wie möglich an der Natur.



«Mit offenen Sinnen in der Natur zu sein, öffnet das Tor zu sich selbst»

Medizin und Sterbebegleitung im Gespräch

Lebensgrund – so heisst das Unternehmen, das Antoinette Brem gemeinsam mit einer Partnerin gegründet hat. Die beiden Frauen bieten Begleitungen in Umbruchsituationen des Lebens und insbesondere auch Trauer- und Sterbebegleitungen an. Antoinette Brem hat katholische Theologie in Fribourg und Luzern studiert und sich unter anderem in Seelsorge und Körperarbeit weitergebildet. In Deutschland und den USA liess sie sich ausserdem in initiatorischer Naturarbeit schulen. Nach beruflichen Engagements in der Seelsorge und in der Entwicklungszusammenarbeit nahm Antoinette Brem im Jahr 2003 ihre freischaffende Tätigkeit in der Begleitung von Menschen in Lebensübergängen auf.

In Fribourg an der Sprachgrenze zwischen der deutschen und der französischen Schweiz geboren, hat der Herzchirurg Thierry Carrel die Schulen und einen Teil seiner medizinischen Ausbildung in der Heimatstadt durchlaufen. Auf die Promotion zum Dr. med. in Bern folgten Weiterbildungen in verschiedenen Schweizer Spitälern. Nach der Habilitation in der Klinik für Herz- und Gefässchirurgie in Zürich vertiefte Thierry Carrel sein Wissen an verschiedenen Herzcentren in Frankreich, Deutschland, Finnland und den USA. Heute leitet der international renommierte Herzchirurg die Universitätsklinik für Gefäss- und Herzchirurgie am Inselspital in Bern und bildet als Ordentlicher Professor der Universität Bern auch medizinischen Nachwuchs aus.

Das Natürliche und sein Stellenwert

A. Brem: Das erste Stichwort, das mir zu «natürlich» einfällt, ist «authentisch sein». In unserer Arbeit wollen wir Menschen so begleiten, dass sie in das rein finden, wo sie echt sein können.

T. Carrel: Dass man das Natürliche mit etwas Authentischem verbindet, verstehe ich sehr gut. Bei uns ist es ähnlich, wir haben ja auch mit dem Menschen zu tun, und die «Materie Mensch» ist etwas biologisch Natürliches. Ich verbinde «natürlich» aber auch mit einer gewissen Unberührtheit. Wenn jemand sagt, «ich gehe in die freie Natur», heisst das für mich, dass ich irgendwohin spazieren oder Velo fahren gehe, wo es ruhig ist, wo die Vögel singen oder schöne Blumen wachsen, oder eben wo die Natur noch unberührt ist.

A. Brem: Ja, genau – in der Natur zu sein, bringt die Menschen über ihre Sinne mit der näheren inneren Natur in Berührung. Mit offenen Sinnen in der Natur zu sein, öffnet das Tor zu sich selber. Was Sie schildern, kenne ich gut – dass im Hochgebirge, in der Stille, die Unberührtheit der Natur einen tief anrühren kann. Aber es fasziniert mich, wenn mir das auch mitten in der Stadt passiert. Denn ich kann mich ja nicht immer ins Hochgebirge oder an einen anderen schönen Ort in der Natur begeben. Jedoch kann ich versuchen, mir überall, wo ich bin, die gleiche Qualität zugänglich zu machen. Natur ist für mich etwas sehr Nährendes, und ich möchte es nicht ausspielen gegenüber dem Ort, in dem ich ständig lebe. Wenn ich nicht in die Natur raus kann, um das Unberührte zu erleben, will ich dort, wo ich bin, den Zugang dazu herstellen.

T. Carrel: Wenn man den Bezug zum Natürlichen vom alltäglichen Erlebnis trennt, wird es für mich künstlich. Man setzt dann die Natur plakativ auf eine Ebene, wo man sie nur noch in Ausnahmesituationen geniessen kann. Für mich ist es wichtig, auch auf dem Arbeitsweg das Gefühl haben zu können: Die Natur hat das schön

gemacht. In der Stadt Bern kann das zum Beispiel die Aare sein. Die wurde zwar wegen der Überschwemmungen etwas umgeleitet, aber grundsätzlich hat sie ihren Weg selber gefunden, und der Mensch hat dann in ihrer Schlaufe die Stadt errichtet. Es braucht nicht einmal so viel Vorstellungsvermögen um zu erkennen, wie die Gletscherzungen während der Eiszeit über den Thunersee reichten, ins Gürbe- und ins Aaretal. Man kann es sich vorstellen, auch wenn es heute nicht mehr so aussieht wie früher. Wenn der Mensch eingreift, wird eben auch vieles geopfert, und wenn ich gewisse Landschaften nicht mehr erkenne, die ich seinerzeit auf den Spaziergängen mit meinen Eltern als unberührt erlebt habe, stimmt mich das nostalgisch.

Der Mensch als Teil oder Gegenteil der Natur

A. Brem: Ich kenne aber auch das Andere. Ich bin im Aargau aufgewachsen, in einem Dorf, und drum herum standen Wälder. Früher war klar, dass die Bauern das abgestorbene Holz entfernt haben. Heute gibt es viele Wälder, wo alles seinem natürlichen Lauf überlassen bleibt. Und ich bin

Der Kreislauf vom Werden und Vergehen
ist ein Kriterium für Natürlichkeit.

Und das Künstliche hat für mich etwas
mit der Abspaltung von diesem Kreis zu tun.
(A. Brem)

manchmal nicht so sicher, ob mir das besser gefällt als früher. Damals haben die Menschen das Holz verwendet um anzufeuern, es war in einen Kreislauf eingebunden. Auch der Kreislauf vom Werden und Vergehen ist ein Kriterium für Natürlichkeit. Und das Künstliche hat für mich etwas mit der Abspaltung von diesem Kreis zu tun.

T. Carrel: Vielleicht habe ich mit dieser Abspaltung etwas weniger Mühe, weil wir beruflich ständig in diese Natur intervenieren und zu ihr in irgendeinem Konflikt

stehen. Denn die Biologie würde den natürlichen Verlauf oft ganz anders bestimmen. Als Ärzte greifen wir manchmal im allerletzten Moment in einen Ablauf ein und reparieren notfallmässig etwas, das sonst beim Betroffenen in wenigen Stunden zum Tod führen würde. Es ist nicht so, dass ich deswegen weniger Respekt vor der Natur hätte. Aber weil ich ständig in solche Abläufe eingreife, muss ich auch akzeptieren können, wenn die Natur, die Natur der Aussenwelt, sich verändert.

A. Brem: Das ist ein Ansatzpunkt für spannende Überlegungen. Was Sie als Ihren beruflichen Alltag schildern, verbinde ich nicht mit etwas Künstlichem. Selbst wenn Sie «künstlich» in einen natürlichen Prozess eingreifen, dann realisieren Sie ja auch Natur — menschliche Natur!

T. Carrel: Wir werden relativ oft von Personen angegriffen, die mit der technischen Evolution Mühe haben und die befürchten, wir möchten Macht über das natürliche Schicksal übernehmen. Das ist nicht so. Wir versuchen bloss, so gut wie möglich die Erwartungen der Menschen und der Gesellschaft zu erfüllen.

Wir werden relativ oft von Personen angegriffen,
die befürchten, wir möchten Macht
über das natürliche Schicksal übernehmen.
Das ist nicht so. (T. Carrel)

A. Brem: Das entspricht in vielem dem Bild der Bauern, die ihre Waldstücke vom toten Holz gereinigt haben, damit frisches nachwachsen kann. Indem sie das tote Holz zum Kochen oder Anfeuern verwendet haben, ist es wieder in den Lebensfluss zurückgeflossen. Womöglich ist das ein gewagter Gedanke, aber für mich ist das, was Sie machen, eigentlich nichts anderes. Irgendwann werden zwar auch die Menschen sterben, die Sie am Herzen operieren. Aber vorher haben sie die Möglichkeit, noch

einmal in den Lebensfluss zurückzukehren und — wer weiss das schon — Aufgaben zu erfüllen, die für ihr Leben vorgesehen sind.

Natürlichkeit von Materialien als Entscheidungskriterium

T. Carrel: Wenn wir Herzklappen ersetzen, ist die Lebensdauer eines solchen Implantats sehr wichtig. Die Auswahl wird unter anderem vom Alter des Patienten abhängig gemacht. Wenn jemand jung ist, fühlen Sie sich verpflichtet, eine Klappe auszuwählen, die vierzig oder fünfzig Jahre lang funktioniert. Das geht nur mit Kunststoff; heute ist das beschichteter Kohlenstoff. Den findet man allerdings auch in der Natur, in Form von Graphit. Wenn der Patient dagegen siebzig Jahre alt ist, kann man durchaus etwas Biologischeres einpflanzen. Denn man weiss, dass dieser Mensch nicht mehr so lange Zeit mit diesem Fremdkörper leben wird. Ausserdem hat die tierische Klappe den Vorteil, dass sie keine Blutverdünner erfordert. Diese können bei älteren Menschen zu plötzlichen Spontanblutungen führen. Das sind die Überlegungen, die wir anstellen. Auch in der Chirurgie beim Kleinkind versuche ich, so viel wie möglich mit natürlichen Produkten und Verfahren zu arbeiten. Denn Kunststoff wächst ja nicht mit. In der Forschung versuchen wir, aus der Nabelschnur oder aus Knochenmark des Patienten eigene Herzklappen nachzuahmen. Die Natur ist also durchaus ein Kriterium. Allerdings spielt sie an den beiden Extremen des Lebens, in der frühen Kindheit und im hohen Alter, eine grössere Rolle als bei Patienten in mittleren Jahren, die überdies auch viel mechanistischer denken. Sie möchten einfach etwas, das möglichst lange funktioniert und vertrauen manchmal weniger in die natürliche Variante.

A. Brem: Wenn Personen aus dieser mittleren Altersgruppe mechanistisch denken, könnte das aber auch damit zusammenhängen, dass die Gesellschaft von ihnen erwartet, rasch wieder funktionsfähig zu sein. Für viele ist es eine Lebensaufgabe, möglichst schnell wieder nach



Hause zu gehen und zu schauen, dass daheim alles läuft und dass sie Geld verdienen können.

T. Carrel: Absolut, damit hat es auch zu tun. Aber das Vertrauen in die Technik ist in diesem Alter oft schon grösser. Denn man fährt Auto, man fliegt, man verwendet viele Dinge, die potenziell gefährlich sind, aber in der Regel doch gut funktionieren. Und man macht sich sicher weniger Gedanken über natürliche Vorgänge.

Heilung der versehrten Natur

T. Carrel: Es gibt eine strenge Definition von Heilung, die im Prinzip besagt, dass eine geheilte Person ohne Medikamente die normale Leistungsfähigkeit und die gleiche Lebenserwartung erreichen sollte, als wäre sie nie krank gewesen. Wenn die Herzchirurgie bei einem Fünfzigjährigen alle Klappen erfolgreich repariert hat, ist die Wahrscheinlichkeit extrem gering, dass dieser Mensch in den nächsten dreissig Jahren wieder am Herzen erkrankt. Die Lebenserwartung ist ab dem Moment der Behandlung

gleich gut, als hätte er nie einen Klappenfehler gehabt. Es gibt aber auch ganz andere Krankheiten, etwa die Ablagerung von Kalk in den Arterien. Eine Bypass-Operation behandelt hier nicht die Grundkrankheit, sondern stellt sicher, dass die Blutversorgung wieder besser ist. Wir erreichen zwar viel, aber die Lebenserwartung ist nicht die gleiche wie bei einem Gesunden, und es braucht teilweise teure Nachsorgen. Man muss wahrscheinlich die Vorstellung einer Heilung von Fachgebiet zu Fachgebiet anders definieren. Streng genommen, ist Heilung relativ selten.

A. Brem: Wenn wir Menschen begleiten, bei denen eine lebensbedrohende Krankheit diagnostiziert wurde, erzählen sie uns nicht selten, dass sie die Zeit, die ihnen verbleibt, als heilsame Zeit erleben. Ich merke immer wieder, dass der Begriff «Heil» manchmal so verstanden wird, dass etwas wieder in Ordnung kommt. Dabei geht es gar nicht immer um körperliche Unversehrtheit, sondern dass im Versehrt-Sein eine neue Tiefe zu mensch-



lichen Themen und zum eigenen Leben gefunden wird. Unter Umständen ist jemand, der todkrank ist, heiler als ein sogenannt Gesunder.

T. Carrel: Wir hatten in unserem Team einen vergleichbaren Fall. Einer unserer Kollegen erlitt unvermittelt einen Herzstillstand. Es gelang uns, ihn zu reanimieren, nach banger Stunden, und wir operierten ihn anschließend am Herzen. Nach drei Tagen erwachte er, und die Wahrscheinlichkeit, dass er alles gut übersteht, ist sehr gross. Und das bei einem Menschen, der eigentlich tot war, dessen Kreislauf eine Stunde lang still stand. Auch er sucht jetzt einen Sinn in dem Geschehenen. Das setzt einen unglaublichen Verarbeitungsprozess in Gang, auch in unserem Team. Die emotionale Bindung zwischen uns hat einen ganz anderen Wert erhalten. Das finde ich auch heilsam – extrem heilsam.

A. Brem: Ihrem Kollegen wurde dadurch gleichsam ein zweites Leben geschenkt. Und auch für alle, die ihm

nahe stehen, ist es eine Chance, ihre Prioritäten im Leben zu überprüfen. Das ist wirklich heilsam.

Eingriffe an der Grenze des Natürlichen

T. Carrel: Ich hoffe, dass dieser Zwischenfall länger nachwirkt, obwohl wir wieder zur Tagesordnung übergehen mussten. Es war sehr wichtig für mich zu sehen, wie plötzlich alle gemeinsam gekämpft haben. Obschon es eigentlich ein Eingriff gegen die Natur war! Die Natur hatte ihren Verlauf für diesen Menschen anders bestimmt, aber die moderne Medizin konnte das Schlimmste abwenden.

A. Brem: Sind Sie sich da sicher? Sie sind ja auch Natur! Es ist wie ein Überlebensreflex, dass wir auch Leben erhalten wollen. Das Andere wäre doch unnatürlich: Daneben zu stehen und zuzuschauen, wie Ihr Kollege stirbt, wenn Sie doch eigentlich wissen, was zu tun wäre. Das wäre gegen die menschliche Natur.

T. Carrel: Speziell bei einem jüngeren Menschen, mit einem Körper, der noch nicht so abgenützt ist. Wenn wir bei einem 82-Jährigen eingreifen und das Gefühl haben, es sei fünf Minuten vor dem programmierten Todesprozess, müssen wir uns schon ganz anders fragen, was wir tun. Wir drehen das Uhrwerk irgendwie zurück, und das richtet sich schon ein wenig gegen die natürliche Entwicklung eines Körpers. Wir können mit irgendeinem Kunststück etwas zurechtbiegen, es ist technisch alles gut gegangen, aber der Mensch überlebt trotzdem nicht, weil seine Natur schon auf dem Weg zum Ende war.

Natur und Endlichkeit

A. Brem: Wenn man einen Vierzigjährigen am Leben erhält, ist das auch aus meiner Sicht etwas Anderes, als wenn man bei einem alten Menschen der Haltung anhängt, der Tod sei ein Feind, den es zu besiegen gelte. Bei allen Fortschritten, die wir gemacht haben, ist es nicht möglich, das Sterben auszuschalten, weil der Tod zum Leben gehört. Ich finde den gesellschaftlichen Umgang mit der Endlichkeit sehr problematisch; da wird viel Künstliches, gegen die Natur Gerichtetes, gelebt. Sie erfahren das vielleicht auch, wenn die Angehörigen von Ihnen erwarten, dass Sie Wunder wirken.

T. Carrel: Es ist heutzutage schwierig, weil die Ansprüche hoch sind; teilweise haben wir das selber verschuldet, weil die Medizin dank der Forschung ihr Angebot ständig erweitert. Ich bin immer froh, wenn die Patienten ihre Bedürfnisse selber artikulieren und sagen, wann sie nicht mehr mitmachen wollen. Dann wissen wir auch, was wir vorschlagen dürfen. Ab und zu muss ich auch meine jüngeren Kollegen im Team bremsen und sie dazu anhalten, eine Situation mit mehr Gelassenheit und Abstand anzuschauen, damit sie nicht alles nur Denkbare unternehmen. Wobei die raschen Todesfälle beim Herzen natürlich gewisse Vorteile haben; es ist wahrscheinlich die sanfteste Art zu sterben, sanfter als wenn der eigene Körper unter grossen Schmerzen zerfällt. Ich bin diesbezüglich aber wohl eher der Philosoph, der lieber Ab-

schied nehmen möchte, statt rasch zu verschwinden. Aber man kann nicht auswählen – das nimmt uns die Natur ab.

A. Brem: Als ich als Altersseelsorgerin tätig war, habe ich Menschen kennen gelernt, die genau das gewählt haben. Die irgendwann für sich entschieden haben, es sei an der Zeit zu gehen, und sich geweigert haben zu essen. Und zwar nicht im Hader oder aus Lebensüberdruß, sondern weil sie gemerkt haben, dass die Zeit reif war, und weil es auch schon ihre Eltern so gehalten haben, die zu Hause auf dem Bauernhof gestorben waren. Ich denke, dass es der menschlichen Natur sehr entspricht, auch physisch Abschied zu nehmen.

Künstlichkeit – Kunst – Heilkunst

T. Carrel: In der Chirurgie setzt die manuelle Fertigkeit speziell bei Rekonstruktionen viel Vorstellungsvermögen voraus. Das ist schön. Kunst hat mit Kreativität zu tun – aber die Medizin darf sich heute leider fast nicht mehr als Kunst outen, weil alles, jede Entscheidung und jede Interpretation, durch Statistiken belegt sein muss. Künstlichkeit dagegen hat mit Oberflächlichkeit zu tun, es geht um etwas, was man schnell nachahmen kann.

Künstlichkeit hat mit Oberflächlichkeit zu tun, es geht um etwas, das man schnell nachahmen kann. (T. Carrel)

A. Brem: Wenn Leute zu uns kommen und sich ein spezielles Ritual wünschen – um Abschied zu nehmen oder eine Verbindung bei der Trauung oder einer Taufe zu feiern – dann wünschen sie sich von uns im Grund ein Kunsthandwerk. Sie möchten etwas, das genau auf sie zugeschnitten und nicht irgendeine Kopie von etwas anderem ist. Sie wünschen sich ein Original, wo sie sich mit ihrem Lebensumfeld und ihren Werten wieder er-

kennen. Künstlichkeit dagegen verbinde ich mit serienmässiger Anfertigung, es handelt sich um etwas, das nicht mehr mit dem Leben der Einzelnen gefüllt ist. Künstlich ist es auch, wenn schon zwei bis drei Wochen nach einer Beerdigung alle erwarten, dass man wieder voll funktioniert. Das erleben viele, die zu uns kommen und darunter sehr leiden. Es ist unser grosses Anliegen, die Menschen in ihrem Vertrauen zu stärken, dass sie selber am besten wissen, was sie brauchen. Wir machen die Erfahrung, dass die Menschen den natürlichen Zugang zum Abschiednehmen wieder finden müssen. Für jemanden, der einen Verlust erlitten hat, ist es künstlich, wenn man ihm keine Trauerzeit zugesteht. Und das ist eher lebensverhindernd. Wenn aber das Künstliche als etwas definiert wird, das in Richtung Kunst geht, dann hat das für mich eine ganz andere Bedeutung. Ein Bild zu malen, eine Figur zu töpfern – das ist etwas, was Trauernden sehr hilft, weil sie ihren Gefühlen einen Ausdruck geben können.

Unnatürliche Tabus

A. Brem: Unsere Weiterbildungen werden oft von Pflegenden genutzt, die sehr darunter leiden, dass sie eine menschlich anspruchsvolle Arbeit leisten, aber unter dem herrschenden Druck die menschliche Seite in ihrem Beruf gar nicht mehr wahrnehmen können. Das ist für viele ein grosses Problem – dass sie die veränderte Situation daran hindert, die Werte zu leben, die ihnen wichtig sind. Wenn sie es dann trotzdem versuchen, merken sie sehr schnell, dass sie einfach ausbrennen. Weil sie es nicht schaffen, ihre Erwartungen und Ansprüche an sich selber zu erfüllen und den Beruf, den sie einst aus Leidenschaft gewählt haben, so auszuführen, wie sie es eigentlich tun möchten.

T. Carrel: Darin äussert sich der Wechsel von der maximalen zur optimalen Pflege. Viele Pflegenden wählen ihren Beruf, weil sie gern mit Menschen umgehen, sie möchten den Patienten umfassend betreuen. Aber dank der Technik hat sich der Spitalaufenthalt stark verkürzt,

und es wird heute gelegentlich schwieriger, mit den Patienten tiefere Gespräche zu führen. Das ist auch für uns nicht anders, obschon wir sicher einen speziell guten Zugang haben, weil gerade Herzpatienten sehr offen sind. Ich staune immer wieder, wie schnell sie uns persönliche Details aus ihrem Leben anvertrauen. Wer dafür empfänglich ist, kann den Patienten sehr nahe kommen. Für die Pflegefachfrauen, die im Schichtbetrieb arbeiten und mehrere Patienten betreuen, ist das anders. Wir sehen viele junge Pflegefachfrauen, die Bedingungen antreffen, welche nicht ihrem Ideal entsprechen, weil es auch viel Administration zu erledigen gibt und die menschlichen Aspekte oft etwas auf der Strecke bleiben.

A. Brem: Die aktuelle Entwicklung bei uns in der Schweiz, die der palliativen Pflege mehr Raum gibt, könnte zu einer Korrektur führen. Vor ein paar Jahren hat man hier in der Schweiz noch gar nicht von palliativer Medizin gesprochen. In unserer Arbeit erfahren wir häufig, dass die Leute darunter leiden, weil sie menschlich nicht gesehen werden. Manchmal geht es diesen Menschen gar nicht so sehr darum, viel zu erzählen, sondern sie möchten wahrgenommen werden mit dem, was sie seelisch belastet.

A. Carrel: Für mich ist es eigenartig, dass der Tod als sicherer Ausgang des Lebens so stark tabuisiert wird. Es handelt sich ja quasi um einen Tod der Natur, um eine anthroposophische Konstante, die nicht zu ändern ist. Das nicht zu akzeptieren, ist schon sehr speziell und als Einstellung nicht sehr natürlich.

A. Brem: Wir haben eine Weile lang ein Seminar angeboten unter dem Titel «Wenn der Tod ins Leben ruft». Die Teilnehmenden wurden in den Gütschwald geschickt und sollten sich Symbole für das Leben und das Sterben suchen und anschliessend beispielsweise mit dem Baum, der den eigenen persönlichen Tod symbolisierte, ins Gespräch kommen. Die Leute haben dabei teilweise erstaunliche Erfahrungen gemacht und gemerkt, dass man mit



Ursprüngliche
Flusslandschaft,
gestaltet von
der Saane nahe
bei Fribourg.
(Wahl: T. Carrel,
Foto: L. Rey)



Das Werden und
Vergehen in der
Natur, hier am
Beispiel von
Buchenblättern.
(Wahl und Foto:
A. Brem)

dem Tod auch gemeinsam einen Weg zurücklegen könnte, so, wie es im Mittelalter praktiziert wurde – wie mit einem Freund, der an der Seite geht. Im Umgang mit dem Tod könnte uns die Verbindung zu den Prozessen in der Natur sehr helfen, wo einem der Tod ständig begegnet, aber auch das neue Leben, das aus allem, was gestor-

Unser Umgang mit dem Tod ist sehr künstlich,
weil er in der Regel von der Realität um uns herum
so abgespalten ist. (A. Brem)

ben ist, wieder erwächst. Auf jedem Baumstamm, der am Boden liegt und vermodert, sieht man neue Pflänzchen wachsen. Dann begreifen die Menschen plötzlich, dass sie eigentlich gar nicht so grosse Angst haben müssen. Unser Umgang mit dem Tod ist sehr künstlich, weil er in der Regel von der Realität um uns herum so abgespalten ist.

Das Pflichtenheft der Wissenschaft

T. Carrel: Früher umfasste das Medizinstudium auch humanistische Fächer, und man hatte noch Anderes im Kopf als nur das, was rentiert und bewiesen ist. Heute ist alles auf das Fassbare gerichtet, alles muss ein Resultat ergeben. Wenn ich sehe, was Akademikern an Weiterbildung angeboten wird, so sind das in erster Linie Führungskurse, Business Management und Informatik. Es gibt keinen Platz für die grundlegenden Fragen der Existenz und der Endlichkeit. Das ist ein Problem, das ich beobachte. Ich bin kein Esoteriker, aber in den letzten 15 Jahren erlebte ich ein paar Todesfälle, bei denen ich schon beim ersten Gespräch mit den betroffenen Menschen ein spezielles Gefühl verspürte. Ich konnte nicht sagen weshalb, und ich hätte auch keinen Grund gehabt, die Operation nicht durchzuführen. Aber im Nachhinein war ich nicht überrascht, dass es gerade dieser Mensch nicht überlebt hatte. Denn es gab im Gespräch ganz kurze, aber krasse Anzeichen, dass in seinem Konzept etwas

nicht stimmte. Ich versuche das mit dem Wort «Versöhnung» zusammenzufassen – mit sich selber, dem Umfeld, seinem Beruf und dem Leben. Für mich müsste im Pflichtenheft stehen, dass wir für die verschiedenen Dimensionen, die es in unserem Beruf gibt, empfindlich werden sollten. Mediziner sollten die Kunst des Zuhörens kultivieren und offen sein dafür, was uns der Patient sagt und das uns auch ein Zeichen geben kann, um unsere Entscheidung etwas umzulenken. Auch sollte man sich nicht einseitig auf das Fassbare beschränken und offen bleiben für alternative Therapien, die gelegentlich zu erstaunlichen Verläufen führen, die wir nicht verstehen. Eine gewisse Öffnung müsste im Pflichtenheft stehen.

A. Brem: Ich schliesse mich dem an, das interdisziplinäre und interkulturelle Betrachten und Zuhören trifft den Zeitgeist. Viele Menschen sind hellwach, und sie suchen in verschiedenen Richtungen. Das hat sich gesellschaftlich verändert. Gerade wenn sie krank sind, wählen viele Leute nicht einfach zwischen Schulmedizin und alternativen Therapien, sondern sie suchen Unterstützung von allen Seiten, die Hilfe geben können. Im Pflichtenheft sollte die interdisziplinäre Sicht auf Leben und Sterben ein Muss sein. Das wäre ein Riesenschritt vorwärts.

SCNAT – vernetztes Wissen im Dienste der Gesellschaft

Die Akademie der Naturwissenschaften Schweiz (SCNAT) mit ihren 35 000 Expertinnen und Experten engagiert sich regional, national und international für die Zukunft von Wissenschaft und Gesellschaft. Sie stärkt das Bewusstsein für die Naturwissenschaften als zentralen Pfeiler der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung. Ihre breite Abstützung macht sie zu einem repräsentativen Partner für die Politik. Die SCNAT vernetzt die Naturwissenschaften, liefert Expertise, fördert den Dialog von Wissenschaft und Gesellschaft, identifiziert und bewertet wissenschaftliche Entwicklungen und legt die Basis für die nächste Generation von Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftlern. Sie ist Teil des Verbundes der Akademien der Wissenschaften Schweiz.

IMPRESSUM

Gesprächsleitung und Redaktion: Lucienne Rey
mit Unterstützung von Franziska Oeschger

Herausgeber: Akademie der Naturwissenschaften Schweiz (SCNAT),
Schwarztorstrasse 9, 3007 Bern

Layout: Olivia Zwygart

Bildnachweis: Gesprächsfotos: Dominique Uldry; Titel (grosses Bild) und S. 24: Georg Bleikolm; S. 3: Lucienne Rey; S. 4: Justus Grunow; S. 6: Barbara Luef (Wendeltreppe im Stift Melk); S. 14: Kurt Bollmann (Wintereinbruch im Engadin); S. 34: Kwabena Badu-Nkansah, Prof. Hynes Laboratorium, MIT (Murale Zellen um Blutgefässe); S. 44: Roland Vöggtli

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7281-3567-4 (Printausgabe)

Download open access:
ISBN 978-3-7281-3568-1/ DOI 10.3218/3568-1
www.vdf.ethz.ch

© 2014, vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

This work is licensed under a creative commons license.







Avers et revers

Débats sur la naturalité et l'artificialité

sc | nat 

Swiss Academy of Sciences
Akademie der Naturwissenschaften
Accademia di scienze naturali
Académie des sciences naturelles

v/dlf

Avers et revers

Débats sur la naturalité et l'artificialité

Dans un environnement de plus en plus marqué par la technologie, beaucoup d'hommes et de femmes cherchent à contrebalancer ce monde. La nature leur sert alors de refuge tout comme de surface de projection. Toutefois, ce regard exalté sur la « naturalité » n'est pas exempt d'un certain enjolivement naïf. En effet, c'est bien grâce aux conquêtes de la technologie que nous pouvons savourer les bons côtés la nature sans que nous ayons trop à craindre de leurs prétentions et de leurs dangers.

Pour l'Académie suisse des sciences naturelles (SCNAT), cette attitude ambivalente envers la naturalité et son antithèse hypothétique, l'artificialité, a été l'occasion de lancer un débat fondamental sur ce thème. Quatre dialogues – plus qu'interviews – ont permis à la SCNAT de réunir des experts qui ont des approches et des points de vue bien différents sur les thèmes de la naturalité et de l'artificialité et de les inviter à en débattre. Ainsi, le chirurgien-cardiologue Thierry Carrel avec la théologienne et accompagnatrice en soins palliatifs, Antoinette Brem; l'architecte Peter Zumthor avec l'ancien directeur du WWF Suisse, Claude Martin; la grande cheffe de cuisine, Anne-Sophie Pic avec l'analyste des arômes, Christine Hunziker et l'artiste Pierre-Philippe Freymond avec l'athlète professionnelle de plein air, Géraldine Fasnacht, ont-ils pu discuter de leur perception de la nature, de la naturalité et de l'artificialité. Avoir donné la parole à des femmes et des hommes de Suisse alémanique et de Suisse romande, élargit la perspective au-delà de la toile de fond professionnelle et inclut de nouveaux points de départ de l'expérience planétaire. Reliées dans ce livre bilingue, les évidences surprenantes traduites au travers de ces dialogues invitent à réfléchir, voire même à une réflexion approfondie.



Contenu

Préambule et remerciements5

Claude Martin et Peter Zumthor

« Seule la naturalité peut nous toucher »

Entretien : architecture et biologie6

Géraldine Fasnacht et Pierre-Philippe Freymond

**« Les gens devraient mieux connaître la nature
qui les entoure »**

Dialogue entre art et sport.....14

Christine Hunziker et Anne-Sophie Pic

« La nature reste l'idéal »

La haute cuisine et la chimie alimentaire en dialogue ...24

Antoinette Brem et Thierry Carrel

**« Vivre la nature tous les sens à l'affût, c'est aller
à la rencontre de soi »**

Entretien : La médecine et l'accompagnement
en fin de vie.....34

Mentions légales43



Préambule et remerciements

Nous ne remettons que rarement en cause ce qui nous est proche — seulement pour nous rendre compte par la suite que ce qui, pour nous, va de soi, peut être vu de toute autre façon. C'est le cas pour l'Académie suisse des sciences naturelles (SCNAT): en effet, elle porte dans son nom le mot «nature», qui crée son identité. Cependant, même sous son propre toit, ce mot est sujet à des interprétations différentes. D'où l'idée d'un projet commun au Forum Biodiversité et au Forum Recherche génétique, projet où des experts connus prennent la parole et traitent de la Nature de points de vue bien différents les uns des autres.

On peut se demander ce qu'est alors la nature, quels sentiments elle provoque, et à quel moment elle bascule dans son contraire, l'artificiel. Voilà les questions que nous avons posées à nos interlocuteurs, les défiant de développer leurs idées dans un dialogue. En effet, nous avons à chaque fois mis face à face deux personnalités qui appréhendent la nature par des approches différentes ou, du moins, complémentaires. Ainsi, l'architecte s'est mis à discuter avec le biologiste et protecteur de l'environnement, la cuisinière avec l'analyste des arômes, le chirurgien-cardiologue avec la théologienne et accompagnatrice en soins palliatifs, la sportive professionnelle avec l'artiste.

Ces rencontres nous ont beaucoup appris. Par exemple que les frontières entre la «naturalité» et l'«artificialité» sont plus ressenties que définies rationnellement. De facto, nos interlocuteurs ont facilement pu donner des exemples qui, à leur avis, symbolisaient la naturalité ou l'artificialité. Cependant, en réfléchissant sur les interventions de l'homme dans la nature, il y a eu un flottement: dans quelle mesure pouvons-nous parler d'artificialité quand nous façonnons notre environnement — alors que même certains animaux modifient également leur espace vital et l'adaptent à leurs besoins? On peut alors se demander si le cours naturel des choses correspond vraiment à la naturalité lorsqu'il va à l'encontre de l'homme en tant qu'«être culturel», et que celui-ci doit se forcer à s'y soumettre? Bien que les quatre dialogues aient tous comme point de départ

la même question, chacun d'entre eux développe rapidement une dynamique autonome, prend des tours inattendus, creuse des aspects différents. Toutefois, il y a un consensus sur un point: pour tous les interlocutrices et interlocuteurs, l'antithèse de la «naturalité», l'artificialité donc, est synonyme de manque de véracité, d'absence d'authenticité, donc un signe de faux.

Un terme descriptif tourne ainsi à l'expression valorisante. De ce fait le descriptif reçoit-il aussi une tonalité morale: tout comme le faux (moral) résonne dans l'artificialité, le bon, le juste est sous-jacent à la naturalité. Que les discussions soient souvent menées de manière particulièrement âpre, quand il s'agit des interventions de l'homme dans la nature, ne peut étonner face à leurs conséquences morales. Cependant, il existe aussi des idées conciliatrices. Un motif commun apparaît en effet au fil de toutes les discussions: celui du jardin comme symbole de la cohabitation harmonieuse entre la Nature et l'homme; que ce soit sous forme d'un jardin potager qui est vécu avec tous les sens, ou qu'il s'agisse d'une forêt bien entretenue ou même d'un espace vital, globalement équilibré, pris en charge par l'homme. Ainsi, sachant que le jardin du paradis est un motif central de nombreuses religions, il s'avère qu'il existe une proximité entre la simple description de la nature et une prétention morale et moralisante.

Cette préface ne doit pas anticiper les arguments et les exercices intellectuels de nos interlocuteurs. C'est pourquoi, nous terminons cette introduction avec nos plus profonds et sincères remerciements: Antoinette Brem, Thierry Carrel, Géraldine Fasnacht, Pierre-Philippe Freymond, Christine Hunziker, Claude Martin, Anne-Sophie Pic et Peter Zumthor se sont prêtés de bon gré à notre petite expérimentation et nous ont mis leur temps à disposition. Nous les remercions très cordialement pour leur participation; ce texte n'aurait pas vu le jour sans eux.

Patrick Matthias, Président Forum Recherche génétique
Markus Fischer, Président Forum Biodiversité



« Seule la naturalité peut nous toucher »

Entretien : architecture et biologie

Né à Bâle, l'architecte Peter Zumthor est devenu célèbre grâce à ses édifices qui s'intègrent quasiment de manière organique dans leur environnement naturel. Il est entré dans l'histoire de l'architecture, non seulement suisse, mais aussi internationale, et a reçu le prix Pritzker en 2009 qui, en architecture, équivaut au prix Nobel pour les sciences. Le discours officiel de remise de prix souligne l'instinct de Peter Zumthor pour les matériaux et les textures – héritage de sa première formation, son apprentissage d'ébéniste. Son travail de conservateur des monuments historiques dans le canton des Grisons a de plus aiguisé ses sens quant à la dimension historique des édifices.

Claude Martin a travaillé pendant des années dans le monde entier comme zoologue : d'abord en tant que chercheur et directeur du Parc National Bia au Ghana, puis à partir de 1980 en tant que directeur du WWF Suisse. Dix ans plus tard, il passe au WWF International dont il deviendra le directeur-général en 1993. Claude Martin a participé à la fondation du Forest Stewardship Council (FSC) – organisation non-gouvernementale qui a pour but la promotion à travers le monde d'un mode de gestion responsable des forêts – et du Marine Stewardship Council (MSC), une organisation du même type qui a pour but de rendre la pêche plus respectueuse de l'environnement. Ces deux organisations s'engagent pour une gestion durable des ressources naturelles. Depuis 2008, Claude Martin est président de NATURE, la plus grande conférence et foire se déroulant annuellement en Suisse et qui est dédiée aux thèmes concernant l'environnement.

Le naturel et son importance

P. Zumthor: J'aime bien quand notre travail — ce que nous faisons — est naturel, ou semblable à la nature. Alors, il ne porte aucun signe ostensible d'artificialité. Il n'est pas pesant, il semble organique, comme faisant part de la nature. C'est la raison pour laquelle « naturel », est un mot important pour moi, tandis que l'artificialité se contextualise d'elle-même et ne m'intéresse pas.

C. Martin: A mon avis, le naturel et l'artificiel se fondent l'un dans l'autre. Par exemple, on parle de lumière artificielle quand il ne s'agit pas de la lumière du soleil ou d'un feu. L'artificiel prend ici une teinte neutre. Cependant le mot « artificiel » peut tout aussi bien prendre une connotation négative; c'est le cas quand il s'agit de quelque chose de faux. Alors, l'artificiel devient factice, une imposture.

P. Zumthor: Voilà une compréhension familière des mots « naturel » et « artificiel » que je partage entièrement. En fin de compte, ce ne sont pas des philosophes ou des architectes qui considèrent mon travail, il est tout simplement utilisé. Et il donne une impression — soit une impression d'artificialité, soit une impression de naturel. Tout compte fait, je préfère alors le naturel comme approche. Il ne s'impose pas autant.

L'Homme comme élément de la nature ?

C. Martin: Du point de vue du biologiste adepte de la théorie de l'évolution, il est clair que l'homme fait partie de la nature. J'ai longtemps vécu dans la forêt tropicale et j'ai toujours eu un peu l'impression d'être un singe, parce que notre physiologie est adaptée à la température et à l'humidité de la forêt tropicale. Il me semble qu'il y a beaucoup de malentendus parce que nous pensons que nous sommes autre chose que des créatures faisant partie de la nature.

P. Zumthor: Tout d'abord, j'aimerais souligner que je n'aime pas qu'on me raconte à quoi je ressemble de

l'intérieur. Personnellement, je pense toujours que je n'ai pas « d'intérieur », je suis tel que je parais de l'extérieur, sans ces intestins et ces organes. Bien sûr, j'ai appris et j'ai vu dans des reportages télévisés que nous possédons tous ces entrailles en nous — malheureusement, nous ne sommes pas des êtres immatériels. Quoiqu'il en soit, on peut se poser la question : y a-t-il par exemple, une différence entre le castor qui construit une hutte et moi, qui planifie une maison ? En principe, quand je construis un édifice, il y a une part cérébrale, de réflexion, ce qui — en principe — n'est pas le cas chez le castor. Je ne sais pas s'il y a une différence entre le fait que nous réfléchissons sur nos activités et que nous leur donnions une signification, au delà de leur côté pratique. Je crois que c'est quelque chose de spécifiquement humain.

C. Martin: Cela n'aurait-il pas non plus à voir avec la fonctionnalité ? Quand un castor construit sa hutte, c'est

Il me semble qu'il y a beaucoup de malentendus parce que nous pensons que nous sommes autre chose que des créatures faisant partie de la nature.
(C. Martin)

extrêmement fonctionnel. L'histoire de l'évolution lui a appris comment construire sa hutte et ça l'aide à survivre dans son environnement. Et je pense que quand monsieur Zumthor construit une maison, érige un édifice quelconque, vient le moment où se pose la question de sa raison d'être.

P. Zumthor: Cette question se pose relativement tôt.

Naturalité, fonctionnalité et intuition

C. Martin: J'ai cependant déjà vu des édifices qui sont complètement dysfonctionnels. Une école, par exemple, où les couloirs étroits se coupent en un angle droit : les enfants se cognent les têtes quand ils se trouvent tout à

Le jardin clos
comme havre de
paix – le « pavillon
Serpentine » dans
le Hyde Park à
Londres, créé par
Peter Zumthor
en 2011. (Photo :
Urzula Maj, Choix :
Peter Zumthor)



Plantation de
piments rouges à
Andhra Pradesh
(Inde) : le piment
rouge (*Capsicum*
sp.) utilise son pi-
quant comme arti-
fice : il introduit la
capsaïcine dans ses
fruits et se défend
ainsi des ravageurs.

L'homme, lui, le
cultive justement
à cause de son
piquant. Dans le
monde entier, on
connait plus de 300
variétés de piments.
Ici cependant, les
piments cultivés
sont transformés en
colorant alimentai-
re « artificiel »
produit à partir de
matières premières
« naturelles ». Les
frontières entre la
naturalité et l'arti-
ficialité s'effacent.

(Choix et photo :
Claude Martin)



Pas de construction théorique, mais
des impressions sensorielles colorées :
les interlocutrices et interlocuteurs
n'ont pas eu de difficultés à nommer
les illustrations qui reflètent leur
relation personnelle avec la naturalité
ou qui sont le symbole de la balance
entre naturalité et artificialité.

coup nez-à-nez. Là, la fonctionnalité s'est perdue en cours de route. Je pense que la création humaine nous semble artificielle lorsqu'elle perd de sa fonctionnalité.

P. Zumthor: Notre problème, c'est que nous ne sommes tout simplement plus des castors! Quand je dois donner une forme à quelque chose, j'aimerais souvent être un castor: je saurais alors comment aller de l'avant pour que cela devienne beau. J'essaie toujours de laisser agir mon intuition ou celle de mes collaborateurs de manière authentique. Quand on fait des études d'architecture, on est habitué à expliquer de suite au professeur pourquoi quelque chose est bien. Je l'interdis. Chez moi, il faut seulement dire: «ça me plaît» ou «ça ne me plaît pas». J'interdis les discussions pseudo-intellectuelles et académiques. C'est seulement après, suite à cette première impression, que vient la réflexion. Comme il nous manque l'instinct du castor, nous sommes obligés de réfléchir, de peser les pour et les contres. Nous ne sommes plus des êtres intuitifs, ou alors, plus que pour une part infime; il nous faut nous mettre en quête de réponses. Et chacun l'entreprend de manière différente. C'est pourquoi, j'ai de la compréhension pour les choses qui ne sont pas franchement des réussites: peut-être que l'architecte de votre école voulait-il particulièrement bien faire. Et à vos yeux, ce n'est pas réussi. Il faut avoir de la compréhension. Dans l'architecture, on demande un peu de talent et aussi ... un effort sincère.

C. Martin: Pour ne pas parler que d'architecture, je voudrais donner un autre exemple qui repose tout à fait sur un processus naturel: le botox, ce poison qu'on se fait injecter dans le visage pour éliminer les rides. C'est un processus biologique et physiologique et, malgré tout, pour moi, quelque chose de faux. On simule quelque chose, tente de créer quelque chose qui ne correspond pas à la réalité. On franchit ici un seuil qui n'a plus rien à voir avec la naturalité. C'est artificiel — pour moi, c'est faux.

La naturalité: exigence et norme

P. Zumthor: Je pense que tout un chacun sent cette limite. Il y a des gens dont vous pensez qu'ils jouent un certain rôle et qui en fait sont totalement différents de ce qu'ils veulent paraître. On peut appeler ça «artificiel». Parfois on dit aussi que quelqu'un fait du cinéma. Un travail est artificiel quand exigence et résultat ne correspondent pas. Si quelqu'un revendique la création de quelque chose de particulièrement esthétique, créatif ou musical, et que cette revendication n'est pas à la

Un travail est artificiel quand exigence et résultat ne correspondent pas. (P. Zumthor)

hauteur, alors tout ça devient artificiel. Ça se sent tout de suite. En ce qui me concerne, la naturalité dans l'architecture est une exigence importante, même si je suis probablement assez seul à en être convaincu. Si je ne me trompe pas, cette revendication existe aussi dans d'autres domaines artistiques. Il y a environ 20 ans, Peter Handke affirmait qu'il voulait écrire des textes qui exprimeraient au plus près leur objet. Et c'est là qu'on remarque qu'il aurait aimé que ses textes fassent part de la nature. Cela veut dire: l'artificialité absolue prétend tout à coup à une naturalité absolue. Bien sûr, très peu de gens peuvent s'en acquitter, ou peut-être est-ce même impossible.

C. Martin: Il faut différencier certains aspects. Il y a aussi ceux qui sont proches de la nature en ce sens qu'ils décrivent un processus naturel de manière très exacte, de sorte que d'autres peuvent la ressentir pareillement. La littérature nous propose des milliers de descriptions de la lumière et de ses effets. Les gens sont touchés, parfois jusqu'aux larmes. Les émotions entrent en jeu. Quelque chose est sous-entendu. Et je crois que ce doit être par définition quelque chose de naturel.

P. Zumthor: On pourrait comprendre ce phénomène en ce sens que seule la naturalité est à même de nous

toucher. Je trouve intéressant d'y réfléchir. Vous dites, si quelque chose me touche, c'est naturel. En d'autres mots: ce qui a été créé artificiellement et qui paraît

Chaque paysage a son ordre de grandeur.
On peut le détruire – ou le souligner.
(P. Zumthor)

ensuite naturel, nous touche. Ou alors, cela nous touche et semble naturel. C'est exactement ce à quoi nous aspirons quand nous souhaitons qu'un ouvrage paraisse naturel: nous voulons qu'à la fin, il touche les gens. Pour moi, le plus bel effort dans l'art, c'est quand il entre en contact avec notre âme. Il doit toucher le cœur; si seul l'intellect y joue un rôle, alors je n'y suis pas trop intéressé.

C. Martin: C'est ce que je voulais dire quand je parlais de frontières fluctuantes entre artificialité et naturalité. Ces deux mondes ne sont pas si facilement dissociables – même pas en biologie. Il existe par exemple des plantes qui, au cours de l'évolution, ont appris à synthétiser des alcaloïdes pour tenir à distance les insectes nuisibles. Il y a ici des parallèles avec ce que fait l'homme. D'autres plantes – tel que le piment – ont développé une substance très relevée pour que les mammifères ne les mangent pas. Ces plantes ont créé quelque chose qui ressemble à ces artifices que nous aussi, nous utilisons. On pourrait aussi dire que l'artificiel fait partie intrinsèque du naturel.

P. Zumthor: Art et artificialité entrent en jeu quand – à travers un acte de volonté – l'homme doit créer quelque chose par la réflexion, avec son intellect. C'est là que ces critères entrent en jeu et on peut en déduire une échelle de valeur: de l'artificiel absolu, en passant par le banal, jusqu'au très naturel ou pseudo-naturel. Tout y est.

Changements dans la relation entre la naturalité et l'artificialité

C. Martin: La biologie a fortement changé en ce qui concerne la naturalité et l'artificiel, surtout dans la biotechnologie. Celle-ci utilise des éléments de la biologie pour développer quelque chose de nouveau. On crée des organismes génétiquement modifiés pour des raisons purement économiques. Ou on essaie alors de synthétiser dans des éprouvettes du matériel humain à travers toutes sortes de techniques de reproduction. Un développement extrêmement rapide est en cours, développement tout à fait artificiel, bien qu'il opère avec des éléments purement naturels. A l'heure actuelle il est impossible d'apprécier jusqu'où ce voyage dans l'obscur nous conduira: non seulement la biologie est en mutation, elle est voire même révolutionnée. Même l'agriculture est chamboulée de sorte qu'elle devient une branche industrielle. C'est un gros problème: nous sacrifions les forêts tropicales pour produire du fourrage, du soja, pour nos élevages industriels. Ce n'est pas encore aussi répandu en Suisse que dans d'autres pays, mais en Hollande par exemple, c'est pratiquement tout le bétail qui est alimenté au soja.

P. Zumthor: Je constate qu'aujourd'hui, de nombreuses personnes qui veulent construire au beau milieu d'un beau paysage ont l'impression: voilà quelque chose qui serait à la mesure de Zumthor. Autrefois, c'était différent et c'est probablement une évolution qui a plutôt à voir avec certaines de mes constructions, qu'avec le fait que les hommes auraient changé. Cependant, j'ai moi-même changé! Quand j'étais enfant, je réalisais la nature de manière inconsciente, et adolescent de dix-sept, dix-huit ans, je trouvais même certains paysages absolument «kitsch». Mon père était alpiniste, et avec mes parents, on allait souvent à la montagne, alors que j'aurais préféré la mer; je n'aimais pas la montagne. Et puis on vieillit – et il y a 15 ans, tout à coup, je me suis rendu compte que j'appréciais les paysages montagneux. Un jour d'automne, je ne sais plus où et quand, je me baladais en



Claude Martin (à g.) et Peter Zumthor s'entre-
tiennent dans
l'atelier de
l'architecte à
Haldenstein,
près de Coire.

voiture dans l'Oberland bernois quand j'ai ressenti tout à coup une certaine nostalgie et je me suis aperçu : j'aime ce paysage ! J'aime les cloches des vaches et les ombres automnales. Pour la première fois, j'ai ressenti une connexion avec le paysage montagneux. Les jardins aussi sont devenus, avec le temps, importants pour moi, très probablement parce que ma femme est une jardinière enthousiaste.

Paysage naturel – agglomération organique ?

P. Zumthor : L'emplacement d'un édifice est très important. Chaque maison se construit en un lieu différent et chaque paysage connaît ses propres ordres de grandeur. Ici, à Haldenstein par exemple, cet ordre est très petit, alors qu'il est très grand au Chili, dans le désert de l'Atacama. Et les maisons en sont témoins. Moi, j'aimerais bien construire comme Oskar Niemeyer, avec des corps grands et élégants. Mais ce n'est pas faisable en Suisse. Pourtant, je n'en souffre pas, j'apprécie tout autant la petite échelle de grandeur. S'interconnecter est

aussi bon que de construire dans le désert : ainsi, le jardin de ma voisine devient une partie du mien. De plus, je travaille sur un projet à Vals, là en haut, au niveau de l'alpage, directement au dessus de la limite altitudinale de la forêt, et tout à coup, on peut construire en grand. En effet, là, le paysage requiert un ordre de grandeur plus vaste et calme. Les immenses chottes, ces abris rudimentaires d'alpages, que l'on trouve là haut, sont magnifiques. On ne trouve pas en altitude ces maisons miniatures qu'il y a dans les vallées. Chaque paysage a son ordre de grandeur. On peut le détruire – ou le souligner. Tout devient très spacieux lorsque vous allez en altitude.

C. Martin : Mais les agglomérations prolifèrent dans la plupart des régions suisses et surtout dans le Mittelland. Comme beaucoup de zones de construction sont énormes, des quartiers résidentiels entiers où les pavillons s'alignent les uns à côtés des autres voient le jour ; tous se ressemblent et ils sont alignés en rang d'oignons sur les prés. Les gens qui y habitent, font la navette pour aller au

travail dans la ville d'à côté. Aux USA, on parle de «urban sprawl»: ça s'étend dans le paysage tel un cancer. Je ne suis pas contre la construction quand l'objet s'insère

C. Martin: Ou parce que cela me correspond. Quand je me promène à travers l'un de ces immenses quartiers pleins de pavillons individuels ...

En principe, il s'agit là d'une responsabilité éthique et aussi, bien sûr, d'émotionalité. (C. Martin)

proprement dans le paysage: un édifice comme votre chapelle à Sumvitg est fascinant, elle est devenue part intégrante du paysage. Cette tumeur, par contre, qu'on voit dans le Mittelland, ne fait plus partie du paysage.

P. Zumthor: Alors dites-moi donc spontanément quelle est la vieille ville qui vous plaît bien.

C. Martin: J'aime la vieille ville de Nyon. Bien qu'elle ait été construite artificiellement, elle a pour moi beaucoup à voir avec la naturalité parce qu'elle est une ville «habitable» et agréable à vivre.

P. Zumthor: Je le comprends bien. Mais ce qui est intéressant, c'est que l'urbanité est en quelque sorte le contraire de la nature ou d'un paysage culturel. Pendant qu'on construit, le paysage disparaît, et plus la ville s'étend, plus elle se transforme en Bâle, Zurich ou New York — et on ne sent plus grand-chose de la nature. Sauf à Venise ou Manhattan, où l'eau marque sa présence. Cependant l'urbanité met en jeu une autre qualité du paysage. Je trouve que l'expérience la plus formidable est celle de la mer ou de la montagne. Néanmoins, l'expérience d'une ville vraiment géniale est tout aussi formidable. On pourrait discuter longuement sur ces contrastes. Mais vous l'avez déjà dit: ce qu'on aime nous semble aussi — en un certain sens — naturel. Malgré tout, ce n'est pas la naturalité du paysage mais quelque chose d'artificiel qui me semble naturel. Parce qu'elle a une dimension historique.

P. Zumthor: ... attendez encore deux cents ans! Ça ne va pas si vite! Le pire est le passage du paysage naturel vers la ville. Ce n'est pas beau à voir quand les quartiers de la périphérie sont saturés par la construction. Mais toutes nos villes ne sont pas des villes dont la fondation, puis la construction, a été décidée d'un trait. Il en existe d'autres qui sont nées par un processus de densification de l'habitat. Cela demande du temps. Je me rappelle comment on a rouspété durant trente ans à propos de la place «Escher Wyss» à Zurich, avec l'autoroute qui la surplombait. Jusqu'à l'arrivée de mes premiers étudiants qui l'ont trouvée l'endroit le plus cool de Zurich. Entretemps, je suis du même avis. C'est devenu «le» quartier branché. Il y a eu une évolution de la sensibilité quant aux espaces urbains qui se sont développés de manière autonome ... dans le cas présent, le dessous d'une autoroute qui forme ici un espace. On doit donner du temps à ce genre de structure architectonique. Une bonne ville produit aussi de la curiosité et du suspense; une bonne ville provoque, aiguillonne, passionne, offre une densité de personnes et d'activités. Un peu le contraire de la nature, mais vraiment épatant.

C. Martin: Cependant, la nature fait aussi partie de l'être humain. Une communauté urbaine, où l'on se sent bien, a donc aussi à voir avec la nature. Là, je n'arrive pas franchement à dissocier ces concepts: l'artificiel ici et là, la naturalité.

Ce qu'il reste à faire

P. Zumthor: L'éthique est importante, dans chaque profession. On est toujours content quand on rencontre quelqu'un qui ne travaille pas seulement pour gagner de l'argent et devenir riche, mais parce qu'il est heureux de faire partie de ce monde, de pouvoir en appréhender quelque chose, de comprendre et de discuter. La vie est le

plus grand mystère qui existe en ce monde. Et les biologistes y ont directement affaire et doivent avoir des considérations éthiques quant à ce qu'on a le droit de manipuler. Nous nous devons de réfléchir sur la vie, c'est absolument nécessaire.

C. Martin: On trouve, bien sûr, aussi des réponses techniques: «étude d'impact environnemental», comme on dit si bien. Mais en principe, il s'agit là d'une responsabilité éthique et aussi, bien sûr, d'émotionalité. Les petits

enfants, par exemple, peuvent développer une motivation pour suivre des études de biologie, si les parents leur permettent de rentrer à la maison avec une coquille d'escargots ou un ver de terre dans la poche sans que ce soit déclaré «sale». Ainsi, ils peuvent développer leur curiosité innée pour tout ce qui rampe et vole. Une sensibilité et une réceptivité, un instinct pour ce qui est en fin de compte décisif, c'est-à-dire le naturel et l'artificiel, s'éveillent.



« Les gens devraient mieux connaître la nature qui les entoure »

Dialogue entre art et sport

Son nom est bien connu des aficionados des sports de montagne: Géraldine Fasnacht est considérée comme l'une des meilleures snowboarder freeride après avoir gagné à plusieurs reprises l'X-trème de Verbier et réalisé onze victoires internationales sur le Freeride World Tour. Ayant grandi dans le petit village de Poliez-le-Grand sur le haut plateau du Jorat (Vaud), elle a appris pratiquement en même temps à marcher et à skier. Mais elle s'est bientôt enthousiasmée pour le surf des neiges et a gagné de nombreux prix dans des compétitions internationales de cette discipline. Il y a une bonne dizaine d'années, elle s'est trouvée une nouvelle passion: le base-jump. Elle a réalisé une expédition en Antarctique en autonomie totale durant deux mois au pied du massif de l'Holtanna; « Holtanna – the Antarctica Adventure », c'est le documentaire sur les premiers sauts du continent le plus au sud de la planète. Avec son entreprise LINEPROD, cette fervente des sports de plein air présente des conférences, organise des séminaires et des expéditions en montagne ainsi que des voyages d'aventure dans l'Arctique et l'Antarctique. Par le biais de la « Mountain Line Foundation », elle soutient les jeunes qui sont passionnés de sport non fédéré tel que le ski et le snowboard freeride. Elle est aussi ambassadrice de différentes marques.

Titulaire d'un doctorat en biologie moléculaire, et au bénéfice d'une formation en arts plastiques, Pierre-Philippe Freymond jette un pont entre la science et les arts. Le Prix du Fonds de décoration et d'art visuel du canton de Genève, en 1999, a été le point de départ officiel de son curriculum artistique. Après de nombreuses expositions en Suisse et en France, il a obtenu en 2007 la bourse pour un séjour à Pékin dans la résidence du Musée des Beaux-Arts de Berne et de la Fondation GegenwART; deux ans plus tard, le Fonds national suisse de la recherche scientifique (FNS) honorait sa démarche à l'interface entre art et science par une exposition personnelle à la Maison de Conscience du FNS en parallèle avec une exposition au Kunstmuseum de Berne. Pierre-Philippe Freymond enseigne actuellement à la Haute école d'art et de design (HEAD) de Genève et est de retour d'un séjour d'études d'une année en Chine, cette fois au bénéfice d'une bourse de la Conférence Suisse des Recteurs.

Le naturel et son importance

P.-P. Freymond: Le mot nature est problématique. Mes parents étaient paysans, et la nature est pour eux quelque chose de très différent de ce qu'elle est pour les citadins ou les journalistes, qui la décrivent plutôt comme une nature idéalisée. Mais d'un autre côté, en revenant de Chine, ce qui me frappe en Suisse, c'est bien la nature! Pouvoir respirer à pleins poumons, s'asseoir dans l'herbe, se doucher avec de l'eau potable: j'ai peine à y croire! Dans ces moments, pour moi la Suisse est vraiment une sorte de grand jardin! Mais, en y réfléchissant, ce vécu très suisse de la nature résulte de l'articulation de deux typologies: celle du plateau, et celle des montagnes. En tant que biologiste, ce sont ces dernières que je qualifierais vraiment de naturelles, de sauvages même. Le reste, défriché et cultivé depuis des siècles, est une nature artificialisée, qui ressemble plus à un jardin qu'à un espace sauvage. Un très beau jardin, plein d'oiseaux et d'animaux.

G. Fasnacht: C'est vrai qu'en Suisse tout a été arrangé, parce qu'il y a peu de place sur ce territoire. Mais quand je pense «nature», il me vient aussi à l'esprit que les trois quarts de notre pays sont occupés par des montagnes magnifiques. C'est un grand bonheur. La nature, c'est là où je me sens bien. Un endroit où je peux rester, où j'aime dormir, passer du temps, faire du sport. Et où je me sens en sécurité. Je ne me sens pas en sûreté en ville, au milieu des gens, où il y a la drogue, des agressions, de la violence, des accidents sur la route.

P.-P. Freymond: C'est assez étonnant effectivement, il y a eu un renversement puisqu'il n'y a pas si longtemps, peut-être une génération ou deux, le lieu du danger et de la violence était bien du côté de la nature. Au 19^e siècle, les montagnes suscitaient l'effroi. Aujourd'hui, je partage vos sentiments: j'aurais plus peur pour ma fille toute seule en ville que seule dans une forêt quelque part à la montagne. Mais nos grands-parents étaient encore il n'y pas si longtemps dans une autre réalité, où la nature était perçue comme quelque chose de négatif.

G. Fasnacht: Il faut aussi dire que la nature est maintenant malheureusement de mieux en mieux organisée. Chez nous, s'il nous arrive quoi que ce soit, on lance un coup de fil à la Rega, et en dix minutes on est à l'hôpital. Des appareils à infrarouges nous repèrent tout de suite. On est vraiment des assistés. En Antarctique, c'est autre chose, même si nous sommes aujourd'hui mieux protégés que les premiers explorateurs polaires: si on a quelque chose de grave, une fracture ouverte par exemple, on sait qu'on doit agir seul. C'est une dimension en plus de laquelle nous nous éloignons.

P.-P. Freymond: Comment se sent-on quand on est dans l'Antarctique, loin de tout? Change-t-on de comportement quand on sait qu'il ne doit rien nous arriver?

Nos grands-parents étaient encore il n'y pas si longtemps dans une autre réalité, où la nature était perçue comme quelque chose de négatif.
(P.-P. Freymond)

G. Fasnacht: On se donne encore plus de limites. Si les conditions météo ne sont pas cent pour cent sûres, on ne tente pas le coup, surtout si en plus on ne connaît pas bien le territoire. Parce qu'une fois qu'on est dans le grand blanc là-bas, on est dans le grand blanc, on est perdu. Nous étions une fois sur un haut plateau glacier, à 1800 mètres d'altitudes, avec des crevasses énormes, par -40°C . Dans ces conditions, si le thermos de thé gèle dans son sac, on n'a plus rien à boire, et il faut remarcher quatre heures pour rentrer au camp. Ici en Suisse, les barrières sont moins importantes. Il fait rarement -40°C . On passe d'un flanc d'une montagne à un autre, il y a toujours une cabane de l'autre côté, des forêts qui permettent de se repérer.

P.-P. Freymond: Oui, le territoire est balisé, même s'il n'est pas habité.

G. Fasnacht: Voilà, et nous le connaissons, vu qu'on a évolué ici.

Nature dangereuse et vie intense

P.-P. Freymond: Mais alors que va-t-on faire en Arctique? C'est quoi la motivation?

G. Fasnacht: Notre but était de trouver des nouvelles falaises pour faire du base-jump.

P.-P. Freymond: Mais c'est super risqué, ça ...

G. Fasnacht: Le base-jump, pour moi, est un sport de montagne, qui comporte des risques, bien sûr, mais qui est quand même moins dangereux, à mon avis, que le ski hors piste ou l'alpinisme. En faisant du base-jump, on n'a pas à craindre les avalanches. L'élément qui peut nous embêter, c'est le vent. Or, pendant la montée, s'il y a du vent, on va le sentir. Il ne va pas se lever dans les deux secondes où l'on saute depuis la falaise.

P.-P. Freymond: Sauter dans le vide, moi je trouve ça assez énorme. Qu'est-ce qu'on cherche, quel est le but?

connaître l'équilibre et son corps au départ et surtout l'avantage est de ne pas avoir de mur proche autour de nous. Une fois que l'on se sent sûr, on peut sauter de hautes falaises. Quand on a acquis assez d'expérience en parachutisme depuis un avion, on peut essayer de voler avec des wingsuits, des combinaisons avec des ailes sous les bras attachées au corps et entre les jambes. Pour 1000 mètres de chute, elles permettent de voler 3000 mètres à l'horizontale et de jouer ainsi avec les arêtes des montagnes. Avant de sauter, je repère une ligne idéale, que je me propose de suivre en jouant avec telle ou telle arête de montagne, pour aboutir au point où je souhaite atterrir. On suit sa ligne un peu comme le skieur qui fait du freeride.

P.-P. Freymond: J'ai l'impression que deux aspects antagonistes se cachent derrière l'idée de «nature». Il y a le côté la «Mère Nature» — une sorte de valeur fondamentale positive à laquelle on aspirerait dans un rapport teinté de nostalgie. Mais il y aussi la réalité biologique, sauvage et violente, qui est peut-être à mettre en lien avec quelque chose de violent en nous-mêmes. Je me demande ce qu'on ressent réellement comme émotion quand on saute, si la poussée d'adrénaline au moment du saut n'a pas affaire aussi avec cette sauvagerie en nous.

G. Fasnacht: On est super éveillé, mais on vit les secondes intensément. Ces trois premières secondes où on a les pieds qui quittent la falaise et où on commence à s'appuyer sur l'air et à faire corps avec la nature, c'est complètement dingue. Je ne me sens jamais autant vivante qu'en faisant ce genre de sport. En snowboard freeride, c'est pareil. Au moment où je quitte le sommet d'une montagne et que j'ai la neige qui commence à voler sous ma planche et que j'ai l'impression de voler sur la neige, je deviens partie intégrante de la nature. On ne joue pas avec elle, on pratique avec elle.

Ces trois premières secondes où on a les pieds
qui quittent la falaise et où on commence
à s'appuyer sur l'air et à faire corps avec la nature,
c'est complètement dingue. (G. Fasnacht)

G. Fasnacht: Mon but est de voler. Toute petite déjà, je rêvais de voler. Il y a deux façons de sauter. Soit on saute sans combinaison: on se lance, et ensuite on ouvre son parachute. On commence sur des ponts afin de bien



Un rapport à la nature très artificiel

P.-P. Freymond: Il y a une grande évolution dans ce genre de pratiques, autant technologique qu'humaine. Quand a-t-on commencé à faire ce genre de choses ?

G. Fasnacht: En 1965, un dentiste autrichien pionnier de ce sport a sauté avec un parachute rond dans les Dolomites. Les nouveaux parachutes, qui sont en forme d'ellipse comme les parapentes, sont vraiment très fiables et il faut commettre de graves erreurs de manipulation pour avoir un accident. Mais si les choses ont avancé, c'est parce qu'à l'époque, des personnes voulaient découvrir le monde, et qu'elles ont ouvert la voie et continué de l'explorer.

P.-P. Freymond: Il y a là énormément d'inventivité qui met en jeu beaucoup de technologie, pour repousser toujours plus loin les limites.

G. Fasnacht: Oui, tout à fait. Les choucas qui font du soaring au-dessus de nos têtes, ils rigolent bien, je pense, quand ils nous voient arriver avec tout notre équipement et enfiler nos grosses combinaisons. Et aussi les bouquetins, qui nous voient essayer péniblement de grimper dans des endroits où eux gambadent et descendent en courant. Nous restons d'ailleurs en contact avec les gardes-chasse de la région, parce que nous voulons vivre et jouer avec la nature, mais en la respectant. Un jour, dans une des falaises d'où nous sautons régulièrement, il y avait une chouette, et les gardes-chasse nous ont demandé de ne pas y venir pendant un mois. Les bouquetins et les chamois ne se laissent pas déranger par nous. De toute façon, des chasseurs nous ont dit que si on ne fait jamais bouger ces animaux, ils deviennent trop vieux et transmettent des maladies. Il faut qu'ils aient des prédateurs, or aujourd'hui, ils n'en ont plus. Heureusement qu'il y a la chasse, une fois par année.



P.-P. Freymond : Cette idée de prédation rejoint un peu la sauvagerie dont je parlais, où les rapports violents entre espèces — êtres humains compris — jouent un rôle central. Avec l'industrialisation, on s'est détaché de ça : nous ne voyons plus les rapports de prédation, pourtant massifs, que nous exerçons vis-à-vis des animaux. A moins d'être chasseurs, nous ne voyons plus d'animaux mis à mort, ce qui en soi évite une expérience désagréable. Mais ce confort a cependant un prix, il y a un déficit du côté des sens et du sens ! A cause de cela, notre imaginaire s'est transformé. Notre propre « nature » intérieure s'est artificialisée en même temps que le monde qui nous entoure.

La nature de l'humain

G. Fasnacht : Quand je discute avec des gens, il arrive souvent qu'ils me disent : « Moi j'aurais peur de dormir en montagne n'importe où comme tu le fais ! ». Ou quand je les invite à remplir leurs gourdes avec l'eau d'un torrent, ils s'inquiètent : « Tu es sûre que ce n'est pas

dangereux, il ne peut pas y avoir de bactéries ? ». Ceci me dérange, parce que finalement, on vient de la nature. Bien sûr, aujourd'hui on a des maisons. Mais autrefois, on vivait dans des cavernes, on prenait l'eau dans la rivière. On peut tout trouver dans la nature, tout ce qu'il faut pour vivre. Plus on avance, plus on s'éloigne de la nature. A force d'acheter au supermarché, on ne sait plus d'où viennent les choses.

P.-P. Freymond : Ce type d'opposition entre naturel et artificiel me met un peu mal à l'aise. Avec la montée en puissance de l'écologie politique, l'humain est devenu une sorte de figure de l'antinature. Or je crois que ce que nous appelons l'artificiel est depuis toujours en germe dans la nature humaine, et donc dans la nature tout court. Il est vrai qu'avec l'humain, l'évolution a subi une accélération extraordinaire : on est passé dans une autre temporalité, celle de l'évolution culturelle. Il ne faut que quelques années pour innover, trouver des solutions à toutes sortes de problèmes et la transmission de ce savoir

ne doit plus attendre le passage des gènes d'une génération à l'autre. Aujourd'hui, les humains pullulent sur Terre parce qu'ils ont trouvé des solutions à un taux de mortalité naturel élevé: au début du 19^e siècle l'espérance de vie en Europe était de l'ordre de 35 ans. Or, ces solutions sont techniques, relevant de l'artifice, et la vitesse de transmission de ce pouvoir est sans commune mesure avec celle de l'évolution biologique. Du moment que nous sommes capables de combattre une infection ou un parasite, et que nous vivons entourés de gens qui comme nous, sont en relativement bonne santé pendant longtemps, notre rapport à la nature devient par la force des choses différent. Il ne correspond plus à notre héritage biologique. Et quand on a peur de dormir dehors, dans un endroit isolé, la nuit dans une forêt par exemple, il s'agit d'une peur qui semble irrationnelle, pourtant elle a ses racines dans une histoire biologique ancienne et bien réelle. C'est un vécu de proie, soumis aux aléas d'un environnement hostile. Or, si cette situation a disparu, elle s'est même inversée, l'héritage biologique reste le même. Il y a donc un décalage, une sorte d'incohérence qui débouche sur une sensation de manque. Mais dans cet environnement artificialisé, qu'est-ce qui manque en réalité?

G. Fasnacht: La liberté.

P.-P. Freymond: La liberté ou une sorte de confrontation avec quelque chose de fort. Aurions-nous intériorisé la violence de la nature?

Liberté, nature et lois naturelles

G. Fasnacht: Moi, c'est clairement la liberté que je cherche. Dans le monde normal, en ville notamment, on a une contravention pour ci, on se fait engueuler pour ça, on doit toujours être dans le rang. En montagne, moi, c'est là où je peux m'exprimer, où je me sens en liberté, où je peux vivre et exister. Bien sûr, il y a aussi des règles en montagne, mais elles sont concrètes et ont un vrai sens. J'ai l'impression que plus il y a de prescriptions,

plus nous avons de problèmes. Ça se voit aussi dans les sports de montagne. Il y a sur le marché un tas d'équipements et de matériel d'information, et l'on raconte aux gens si tu as tout ça, pour des milliers de francs, tu peux faire tout sans souci, sans danger. Mais la montagne n'est pas un supermarché. Si on veut la connaître et essayer de l'apprivoiser, il faut y passer énormément de temps.

P.-P. Freymond: La montagne confronte à une sorte de réalité objective. Il me semble que là, les règles dont vous parliez ont la force de l'évidence. On les ressent et elles ont donc du sens. Ça ne veut pas dire qu'ailleurs dans la société, les règles n'ont pas de raison d'être. Mais dans le

La montagne n'est pas un supermarché.
Si on veut la connaître et essayer de l'apprivoiser,
il faut y passer énormément de temps.
(G. Fasnacht)

monde artificialisé, les relations sont plus indirectes et distantes, si bien que le sens des lois et des interdits est plus compliqué à intégrer. Et peut-être bien qu'il y a alors une sorte d'inflation des règles, l'idée de contrôle envahit l'espace ...

G. Fasnacht: On donne tellement de règles aux gens, sur la manière de se comporter, qu'ils ne réfléchissent plus et ne posent plus de questions. Ils vont dans la nature, voient un piquet quelque part et se disent c'est bon, il n'y a pas de danger, je peux y aller. Ou ils me suivent sans se demander s'ils ont le niveau ou l'équipement qu'il faut. Les gens s'engagent dans des endroits sans même bien regarder ou même connaître. Je trouve ça fou. Depuis toute petite mes parents m'ont toujours mis en garde devant les dangers de la montagne. Est-ce un manque d'éducation ou de respect devant notre monde de consommation?

Art et artificialité

P.-P. Freymond : Je vous ai questionné sur votre pratique, parce qu'il me semble que le travail artistique pourrait aussi être envisagé sous l'angle d'une sorte d'ambivalence. D'une part, ce que l'art produit relève de l'artifice, un peu comme les canons à neige. Mais en même temps, un artiste est constamment en quête d'un rapport à l'essentiel, des sortes de convergences entre les sensations et le sens. On évolue à la limite, menacé en permanence de perdre le fil, à cause du marché, de la société ou de ses propres limites. Certaines des valeurs que vous associez à la nature, je pourrais les placer dans le champ de ma

servi d'un parachute rond d'avion. C'était complètement dingue, je n'aurais jamais risqué le coup avec ce matériel. Mais je sais qu'une fois au sommet d'une montagne, je n'ai aucune envie de redescendre à pied ou en télécabine. Ce qui me pousse à monter jusqu'au sommet, c'est de pouvoir descendre ensuite en dessinant une ligne dans la neige ou dans l'air. C'est artistique! Ce qui me fait délirer quelquefois, c'est de voir, sur un flanc de montagne que j'ai parcouru les jours d'avant, ma ligne qui s'efface au fil des jours, soit avec le vent, soit à cause de la neige qui retombe. Et hop! il faut retracer sa ligne, et finalement ça sera une nouvelle ligne.

Les premiers hominidés se sont mis à dessiner sur la paroi des grottes, et ces dessins relèvent bien de l'artifice, mais en même temps d'un rapport nouveau à la nature. (P.-P. Freymond)

vision de l'art. Il s'agit de quelque chose qui me relie et me confronte à ma propre vie, à mes limites, mais aussi à tout ce qui peut circuler, qui me met en relation d'échange avec le monde, avec les gens. Cette faculté de fabriquer des images, de faire des représentations de la réalité, est une caractéristique de l'être humain. En anthropologie, c'est même l'indice qui accompagne la transition entre les premiers hominidés et Homo sapiens, c'est à dire nous. Ces humains se sont mis à dessiner sur la paroi des grottes, et ces dessins relèvent bien de l'artifice, mais en même temps d'un rapport nouveau à la nature. Ce grand saut est assez mystérieux, et depuis on ne cesse de sauter à nouveau. Quand vous sautez d'une falaise, ce qui m'intéresse c'est ce qui vous a amené à faire cela, quelle évolution il y a là-dérrière, qui n'est pas seulement technologique, mais implique l'idée de le faire et présuppose des connaissances.

G. Fasnacht : Le premier qui a sauté d'une falaise, c'était en 1965 dans les Dolomites, un dentiste italien, qui s'est

P.-P. Freymond : La notion d'artificiel a une connotation négative, dans le monde où nous vivons. Elle se réfère par exemple à des objets très détachés de la nécessité. D'un point de vue psychologique l'artificialité est le contraire de l'authenticité: on ne peut imaginer jugement plus dépréciant. Mais c'est quand même étrange, parce que faire des objets, inventer des techniques, c'est aussi le propre de l'humain. Donc c'est aussi dans la nature. Je me demande ce qui se cache derrière ce rejet de l'artificiel. Est-ce que nous serions gavés par tout cet imaginaire de consommation que le monde commercial actuel propose et qu'artificiel signifierait alors pour nous commercial, faux, dépourvu de contenu? Mais d'un autre côté, il y a plein d'outils, de techniques et d'objets qui sont artificiels et néanmoins très utiles.

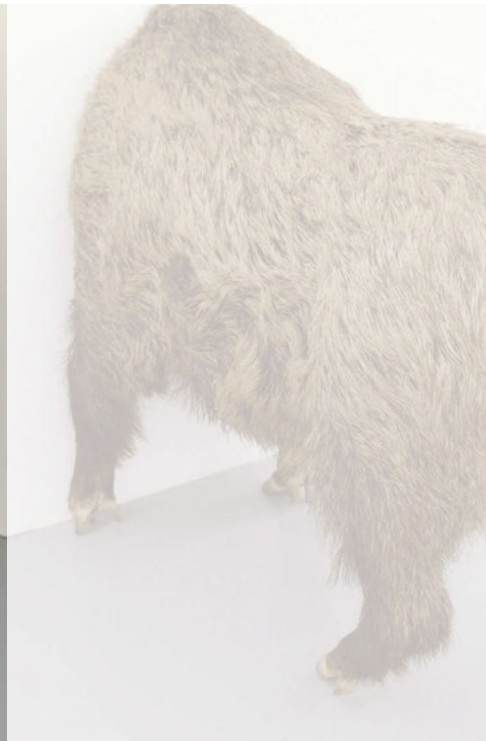
G. Fasnacht : Par exemple l'airbag — il peut me sauver la vie, m'éviter de rester ensevelie sous une avalanche, alors pourquoi ne pas l'avoir. Les barrages aussi sont utiles, et plein de choses qui ont été construites, et sont donc artificielles, mais nous permettent de créer de l'énergie grâce à la nature en coopérant avec elle.

Le rôle de la science

P.-P. Freymond : Nous sommes devenus très nombreux sur la Terre, la pression démographique est gigantesque. Mais la solution va venir de l'artifice, de la technique —



L'art des traces
passagères dans
la neige encore
vierge.
(Photo : iStock,
Choix : G. Fasnacht)



Une « Chimère »,
conçue par l'artiste
en 2004.
(Choix et photo :
P.-P. Freymond)

c'est paradoxal. En ce sens, la Suisse est exemplaire, elle ressemble à un grand jardin aménagé. L'artificialité a là une connotation plus positive. Face à la situation planétaire, nous allons de toute façon vers une artificialisation de la nature. Nous avons un grand jardin à gérer, avec des éléphants en Afrique, des ours blancs au pôle Nord, des populations que nous pouvons monitoriser, suivre dans une certaine mesure à la trace. Nous devons trouver un nouvel équilibre impliquant une part importante d'artificialité, avec des flux durables d'énergie et de matière. Mais ceci suppose une culture en accord avec les enjeux, une prise de conscience globale de ces derniers, et une possibilité d'acceptation et de coordination planétaire, ce qui n'est pas simple.

G. Fasnacht : Ouais ... je ne sais pas. Il me semble qu'on se décale alors complètement de la nature. Il y a aussi de nombreuses solutions auxquelles on ne pense pas parce que les gens ne connaissent pas assez le terrain sur lequel ils vivent. On est souvent plus moralisateur que logique. Récemment, les médias ont parlé d'un immeuble près de Verbier qui a été équipé de pompes à chaleur. On a donc fait un forage. A Vevey ou Montreux, on creuse à 10 ou 20 mètres de profondeur, et c'est bon. Mais à Verbier, il n'y avait encore rien à 100 mètres, il a fallu creuser à 600 mètres pour que ça marche. Ça ne fait pas de sens, si l'on considère l'énergie qu'il a fallu pour effectuer ce forage. Les gens devraient mieux connaître la nature qui les entoure.

P.-P. Freymond : Le problème vient peut-être d'un hiatus entre la nécessité d'une gestion artificialisée de la nature et celle du besoin que nous avons de nous confronter de manière assez violente au réel pour nous constituer en tant qu'êtres humains. Il y aurait donc deux mouvements antagonistes, l'un nous éloigne, nous anesthésie, l'autre nous pousse à rechercher la confrontation parce qu'elle seule est capable de nous faire évoluer, de nous transformer, pour tout dire de nous garder en vie. Un jardin propose une version apaisée de la nature, confortable, mais à certains égards, plutôt fade. Or, nous sommes ambivalents, la fadeur ne nous convient pas entièrement.



« La nature reste l'idéal »

La haute cuisine et la chimie alimentaire en dialogue

Les adeptes de l'art culinaire connaissent Anne-Sophie Pic: En 2007, 8000 chefs de cuisine l'élisent « chef de l'année », et le Guide Michelin lui attribue une troisième étoile. Anne-Sophie Pic est la quatrième femme seulement à obtenir cette distinction culinaire. Elle est propriétaire et chef de cuisine de troisième génération de la « Maison Pic » à Valence. Depuis l'an 2009, la maître de Haute Cuisine est également responsable du restaurant gastronomique du Beau-Rivage Palace, hôtel cinq étoiles sis à Ouchy-Lausanne.

L'entreprise Givaudan, domiciliée à Vernier dans le Canton de Genève, produit des parfums et des arômes pour des sociétés bien connues du marché mondial. Pour la ligne de production de la « savoury » – un terme désignant les arômes utilisés dans l'alimentation – l'ancienne fabrique Maggi à Kempthal près de Zurich est un important lieu d'implantation. C'est là que travaille Christine Hunziker, spécialiste en analyse des arômes. Elle a fait ses études de Chimie à l'Ecole polytechnique fédérale de Zurich. Les nuances olfactives que la chimiste analyse par chromatographie gazeuse au laboratoire la passionnent également durant ses loisirs car elle adore cuisiner.

Le naturel et son importance

C. Hunziker: Le mot «naturel» évoque en moi des images de plantations, de marchés de fruits et légumes, mais il me fait aussi penser à la montagne et au désert. Bref, il désigne toute la création.

A.-S. Pic: Pour moi, c'est pareil. Je vais penser tout de suite à mon producteur de légumes qui est dans la Drôme, à quand je vais le voir et que je déguste les petits pois ou les tomates que je cueille sur plants. Tout ce qui sort de la terre et de la mer est naturel.

L'être humain en tant que partie ou contrepartie de la nature

C. Hunziker: L'humain fait partie de la nature, cependant son intelligence le distingue des autres créatures. Cette intelligence lui permet de maîtriser la nature, mais aussi de lui porter atteinte. Pourtant, sans l'intervention humaine, les paysans ne récolteraient pas de blé et les cerises seraient pleines de vers. On aurait beaucoup moins à manger, car en tant que consommateurs on dépend de la nature.

A.-S. Pic: C'est vrai que l'homme intervient et qu'il peut transformer le court naturel des choses. Il ne peut pas complètement interférer dans les événements naturels, mais en tout cas il peut tenter de les prévenir. Son rôle est d'assurer la survie animale et végétale, et s'il intervient, il doit rester dans les limites du naturel et utiliser des moyens naturels.

C. Hunziker: Dans ma profession, les termes qui désignent le naturel et l'artificiel sont clairement définis. D'une part nous travaillons avec des matières premières naturelles, ce qui comprend également des produits préparés avec des enzymes. D'autre part, si un produit est créé par synthèse chimique — si des molécules spécifiques sont ajoutées afin d'en accentuer l'odeur ou le goût — il n'est plus considéré comme naturel. Dans ce domaine, la législation a changé en 2011. Auparavant

vous aviez peut-être remarqué sur l'emballage de certains produits la désignation d'«arôme nature-identique» — une qualification qui n'existe plus aujourd'hui. Bien que les produits de synthèse ressemblent étroitement aux substances qu'on trouve dans la nature, ils ne sont plus considérés aujourd'hui comme naturels ou même «identiques à la nature». Les molécules artificielles n'ont pas d'idéal dans la nature. Pour moi, la différence entre le naturel et l'artificiel réside en premier lieu dans l'atmosphère de production. La chimie se déroule dans un milieu qui est artificiel — dans un ballon, avec un solvant. Le cadre de la production chimique est peut-être artificiel, mais le produit qui en résulte peut être exactement le même que celui qu'on trouve dans la nature.

Pour moi, la différence entre le naturel et l'artificiel réside en premier lieu dans l'atmosphère de production. (C. Hunziker)

A.-S. Pic: C'est donc le contexte qui détermine le naturel — et dans mon métier, on peut alors se poser la question de la saisonnalité. A partir du moment où on fait pousser un légume sous serre, on privilégie aussi une atmosphère particulière. On modifie la saison — mais la culture reste quand même parfaitement naturelle. La serre nous permet d'avoir des produits un peu plus longtemps au cours de l'année. Nous revenons beaucoup à l'utilisation de produits locaux, afin d'éviter des transports coûteux. Ils ont de plus l'avantage de ne pas être manipulés et d'être forcément plus frais. Nous travaillons avec un agenda; par exemple, mon producteur est venu me voir il y a quelques semaines pour définir les plantations à prévoir pour l'hiver prochain. On estime jusqu'à quand une culture peut être prolongée sans devoir craindre que le froid contrecarre nos plans et on essaie d'être en accord avec l'environnement et ce qui va pousser.



Le goût, le naturel et l'artificiel

A.-S. Pic : La perception peut être trompeuse, si le support du produit naturel ou artificiel est le même, comme par exemple une essence. Par contre, la texture d'un produit me paraît primordial dans son approche et pour la dégustation.

C. Hunziker : Aujourd'hui, ce n'est plus possible de vendre un parfum ou un arôme avec le label de « naturel » si celui-ci n'a pas été produit de façon naturelle. C'est une question de sincérité et d'honnêteté. En-dehors de certains cas spéciaux bien connus, il est pratiquement impossible de distinguer au goût les arômes de synthèse des arômes naturels. Ainsi, tout ce qui n'a pas été composé de manière naturelle est considéré actuellement comme « nature-identique ».

A.-S. Pic : La ressemblance entre naturel et nature-identique est assez impressionnante, elle est même quelque

part dangereuse. Moi, je n'ai jamais utilisé d'essences de synthèse. Par contre, j'ai eu l'occasion de goûter des eaux florales. Il se trouve que les gens qui travaillent pour les parfumeurs, utilisent leurs alambics pour faire des eaux florales également. C'est parfaitement naturel et c'est ce que j'essaie justement dans ma cuisine, obtenir la saveur des choses au moyen de beurres aromatisés ou d'huiles aromatiques naturelles. Ainsi, j'arrive à obtenir une couleur, avoir un goût authentique et au plus près du produit. Cela signifie jouer avec les températures, les infusions à froid, le gras, l'alcool. C'est passionnant, parce que, ce faisant, nous touchons à l'essence même de la cuisine. Nous essayons de produire nous-même ce dont nous avons besoin, alors que vous, dans l'industrie alimentaire, produisez en grande quantité ! J'ai eu l'occasion de visiter une entreprise qui a réussi à produire un arôme de synthèse reconstituant le goût de poulet grillé, par exemple. Sous une cloche en verre, on capture l'odeur d'un poulet dans un gaz que l'on transforme



ultérieurement en liquide. C'est bluffant ! On nous a également fait goûter des jus de homard, produits à partir de carcasses. Au départ, on élabore une base de cuisine et on la réduit à tel point qu'on obtient l'essence du produit. Mais il ne s'agit pas de molécules de synthèse, c'est différent.

C. Hunziker : Les molécules chimiques n'interviennent que rarement. Notre industrie, elle aussi, recourt à la nature. Les temps de la synthèse et des arômes dits « identiques aux arômes naturels » sont passés. Notre définition de l'artificiel se réfère en premier lieu à l'usage de molécules de synthèse.

A.-S. Pic : En cuisine, il existe toute une gamme de procédures. Nous connaissons différentes méthodes qui permettent de donner du goût et je pense que vous, vous en utilisez d'autres.

C. Hunziker : Certes, mais nos activités portent essentiellement sur la cuisine classique, en particulier la cuisine faite à l'échelle industrielle. Cependant, la nature reste notre idéal et les créations de nos aromaticiens doivent toujours ressembler à l'original. Les substances d'origine industrielle résultent peut-être de réactions enzymatiques, mais, dans les produits finis, elles ne sont pas seules, elles s'accompagnent toujours d'extraits de plantes naturelles. Aujourd'hui, on évoque souvent les arômes dits de réaction que nous produisons selon les mêmes procédures que celles que vous appliquez dans votre cuisine. Nous mélangeons, par exemple, des acides aminés avec du sucre et chauffons le mélange en vue de l'obtention de la « réaction de Maillard », générant de nouvelles couleurs, saveurs et odeurs. Il s'agit donc au niveau industriel du même processus que celui qui a lieu dans votre casserole.

A.-S. Pic: En effet, j'ai pu le constater lors d'une visite dans une entreprise: un cuisinier travaille avec les chimistes mais l'ingrédient de base reste naturel. Dans notre métier, nous effectuons également des recherches en travaillant, par exemple, sur l'association de différents saveurs que nous mettons en valeur de manière à ce qu'elles s'associent le plus parfaitement possible. Cependant, cette association des saveurs se fait en parallèle et non pas en déstructurant un produit par rapport à un autre. Avec cette méthode, nous essayons de trouver le procédé qui véhicule véritablement le goût.

Nous travaillons sur l'association de différentes — saveurs que nous mettons en valeur de manière à ce qu'elles s'associent le plus parfaitement possible. Cependant, cette association des saveurs se fait en parallèle et non pas en déstructurant un produit par rapport à un autre. (A.-S. Pic)

C. Hunziker: La graisse, par exemple. La graisse elle-même peut produire une odeur ou un goût désagréables, si la matière grasse est dégradée. Elle peut également détruire les arômes. D'ailleurs, cela fait également l'objet de nos recherches: qu'est-ce qui fait la différence entre la graisse de mouton et la graisse de boeuf? En ce qui concerne les odeurs, elles se distinguent de par leurs composés volatils. Pour ce qui est des goûts, ce sont les différents ingrédients qui jouent un rôle.

Le naturel, l'artificiel et le nocif

C. Hunziker: Le naturel est souvent jugé comme étant sain. Pourtant, ce n'est pas toujours le cas. Il existe des produits naturels qui sont malsains. L'industrie alimentaire limite sévèrement certains condiments qui peuvent nuire à la santé si on les consomme en trop grande quantité; dans la cuisine de tous les jours, cependant, on les emploie sans crainte. D'autre part, certaines substances

qui, en relation avec la production alimentaire chimique, ont acquis une mauvaise réputation, ne sont pas à priori d'origine artificielle. Ainsi le glutamate, par exemple, qui sert d'exhausteur de goût dans l'industrie alimentaire, se trouve dans beaucoup de produits naturels comme le fromage ou la bière.

A.-S. Pic: J'ai une question. C'est la mode aujourd'hui de sécher ou de déshydrater. Il est évident que, en déshydratant, on augmente la concentration de certaines substances. Si le produit d'origine est de mauvaise qualité, le résultat ne sera forcément pas de bonne qualité.

C. Hunziker: C'est vrai. Mais, en général, à un certain moment on rajoute de l'eau afin de réhydrater le produit. La dessiccation enlève l'eau et une partie de l'arôme. C'est précisément un domaine où notre industrie est également active, elle cherche à compenser les arômes qui sont perdus lors du traitement industriel.

A.-S. Pic: C'est curieux ce que vous dites là car, en cuisine, nous pensons au contraire que la déshydratation concentre le goût. ... est-ce faux de votre point de vue?

C. Hunziker: Ce n'est pas toujours faux. Pour les champignons, c'est tout à fait correct, les champignons séchés ont plus de goût car la procédure de dessiccation libère les molécules qui donnent le goût. Pour les légumes, il en va autrement, je dirais que la déshydratation modifie leur saveur, en éliminant une partie des composés volatils caractéristiques de leur fraîcheur.

Les critères pour un arôme naturel

A.-S. Pic: On va partir sur le yaourt à la vanille ... voilà, est-ce que c'est naturel? Parce que j'en fais, donc ... je trouve que c'est naturel!

C. Hunziker: Moi aussi — mais les gousses de vanille qui poussent naturellement ne suffiraient même pas pour couvrir la seule demande de l'Allemagne!



Une langouste retirée de son milieu naturel est préparée pour les hautes sphères de l'art culinaire.
(Photo : Michaël Roulier, Choix : A.-S. Pic)



« La vraie sagesse de la vie consiste à voir l'extraordinaire dans l'ordinaire. »
(Pearl S. Buck 1892–1973, photo : Courtesy of Givaudan, Choix : C. Hunziker)

A.-S. Pic: C'est vrai. Je crois qu'aucun arôme n'est plus demandé aujourd'hui que celui de la vanille. Mais d'après ce que j'ai vu dans une entreprise d'industrie alimentaire, on produit l'arôme de vanille en partant du produit naturel.

C. Hunziker: Oui, on extrait l'arôme à partir de la gousse. Mais c'est un privilège absolu de pouvoir utiliser la gousse! Dans la partie du monde où nous vivons, nous avons l'immense avantage d'avoir l'accès à une quantité incroyable de matières premières.

A.-S. Pic: La vanille de Tahiti, que nous utilisons, nécessite l'intervention humaine pour la pollinisation ... alors est-elle naturelle? C'est un produit extraordinaire, c'est un grand bonheur de travailler avec ce produit-là. Pour moi, c'est quelque chose d'absolument naturel.

L'authentique et le naturel

C. Hunziker: Pour moi, naturel et authentique ne sont pas synonymes. Une chose peut être en même temps transformée et naturelle. On peut par exemple faire une confiture de fraise et de rhubarbe. C'est un produit naturel — bien que l'on ne le trouve pas sous cette forme dans la nature.

Ce qui est naturel, c'est ce qui procure
une sensation gustative qui nous rappelle peut-être
une saveur d'enfance, qui fait référence à quelque
chose qui nous a ému. (A.-S. Pic)

A.-S. Pic: Pour moi aussi, l'association de saveurs reste parfaitement naturelle: elle met un produit en valeur par rapport à un autre. Je dirais aussi que ce qui est naturel, c'est ce qui procure une sensation gustative qui nous rappelle peut-être une saveur d'enfance, qui fait référence à quelque chose qui nous a ému, le poulet du

dimanche chez mes grands-parents par exemple. Je crois que le naturel est en lien avec la tradition, avec l'éducation.

C. Hunziker: Le goût que nous savourons doit se raccorder au souvenir et à la connaissance. Quand nous mangeons une sauce tomate, nous devons pouvoir voir la tomate. Si nous n'avions jamais vu de tomate, nous ne pourrions pas en estimer la saveur.

A.-S. Pic: En fait, l'odeur et le goût ne peuvent pas être coupés du produit originel. Quand on se promène dans un champ de fraises ou de tomates et qu'on en goûte une, on a la vraie odeur et le vrai goût des choses. L'environnement créé autour de nous nous conditionne et nous aide à mieux apprécier le goût.

L'empreinte culturelle, la faim dans le monde et le naturel

C. Hunziker: En Europe je ne vois pas de grandes différences en ce qui concerne l'accès à la nature et l'estime qu'on a pour elle. La législation pour nos produits est valable pour toute l'Europe. Aux Etats-Unis, les lois sont quelque peu différentes, et les tendances peuvent influencer nos habitudes.

A.-S. Pic: En Suisse et en France, deux pays que je connais bien, il y a une forte volonté de préserver son terroir, ce qui est positif, je trouve. Les produits sont traités et suivis d'une manière rigoureuse; ainsi la traçabilité est assurée. Dans d'autres pays on a également des produits d'une qualité extraordinaire, mais la traçabilité n'est pas encore avérée à tous les échelons. A cet égard la France ou la Suisse pourraient servir de modèles.

C. Hunziker: On pourrait éventuellement se servir de sources de nourriture qui ne sont qu'à peine utilisées aujourd'hui. Certains produits sont déjà sur le marché, comme le Surimi par exemple. Celui-ci, créé au Japon à des fins de conservation, puis utilisé comme substitut de

la chair de crustacé devenue rare, consiste en une pâte de chair de poissons blancs généralement de peu d'intérêt culinaire. On ajoute des arômes pour lui conférer le goût désiré.

A.-S. Pic : Je vous dis franchement que je n'y suis pas favorable. Parce que c'est une transformation ... ce n'est vraiment pas naturel.

C. Hunziker : Je vous comprends parfaitement, il y a 25 ans le Surimi ne me plaisait pas non plus. Mais il constitue une source importante de protéines.

A.-S. Pic : C'est sûr qu'on a ce problème-là, et j'avoue que, pour moi, la situation est compliquée. Je vois le problème de la raréfaction de certaines espèces de poissons, et je pense qu'il faut mettre en place des lois et sensibiliser les industriels à la saisonnalité, afin de respecter les périodes de reproduction. Nous appartenons à une organisation qui s'appelle Relais et Châteaux et qui a demandé du thon rouge frais dans leurs cuisines, ceci justement pour éviter sa surconsommation — nous nous sommes engagés ... bon, voilà, ce sont des petites actions importantes, certes, mais il faut que l'engagement se fasse au niveau mondial si l'on veut limiter la raréfaction des espèces. Il y a les poissons d'élevage, et je pense qu'il y a peut-être quelque chose à faire à ce niveau-là. Il existe des élevages qui produisent des poissons de bonne qualité dans de bonnes conditions. J'ai eu l'occasion de goûter du cerf de boileau au Québec, c'est un élevage semi-sauvage puisque élevé dans de grandes étendues et en liberté. Je trouve ces initiatives intéressantes et qualitatives.

L'art et l'artificiel

A.-S. Pic : Des arômes de synthèse ... c'est plus ça qui me parle comme de l'artificiel, et qui est antagoniste au naturel. De plus, je pense que le naturel est fortement lié à l'éphémère. Dès qu'intervient un conservateur, ce n'est

plus du naturel. Cependant ce n'est pas toujours vrai. En effet, aujourd'hui, on utilise des modes de cuisson comme la stérilisation par exemple, qui permettent de conserver les produits de façon naturelle.

C. Hunziker : Il est vrai que les arômes se modifient et s'évaporent, c'est courant, aussi lors de la cuisson conventionnelle. La chimie alimentaire en tant que jeune discipline scientifique explore ces processus en cherchant à découvrir ce qui se passe dans la casserole ou lors du mûrissement d'un produit, d'un vin par exemple. Même quand un plat est terminé, il continue de travailler et d'évoluer. Ces changements sont de nature chimique et physique.

A.-S. Pic : Dans l'art comme dans l'artifice, l'homme intervient. Mais la résonance de son intervention n'est pas la même.

C. Hunziker : Pour moi, l'art est un moyen de s'exprimer, et l'artificiel désigne pour moi quelque chose de fini. Dans l'art comme dans l'artificiel, il y a une intervention et une transformation. Mes rencontres avec l'art ne sont pas uniquement positives. Si je ne comprends pas quelque chose, je peux éprouver des sentiments négatifs — même s'il s'agit d'un objet d'art.

Lorsque notre firme a reconstitué les huiles essentielles pour la parfumerie par des produits de synthèse, elle souhaitait ainsi préserver les ressources naturelles. Ce fut une très forte motivation. (C. Hunziker)

A.-S. Pic : Il y a eu des périodes où l'artificiel avait une résonance de curiosité, de nouveauté. Aujourd'hui, on va plutôt dans le sens d'un retour au naturel. C'est un peu l'histoire du balancier. On va d'une mode à une autre.

C. Hunziker: J'ai même l'impression que nous allons nous tourner encore davantage vers la nature — tant que cela sera possible. Nous le voyons dans notre profession. L'artificiel n'entre plus en ligne de compte, tout le monde veut du naturel, dans la consommation et partout dans la vie. Peut-être est-ce parce que nous avons besoin de compenser l'artificiel qui s'impose de plus en plus, avec l'intelligence artificielle ou les réalités virtuelles de l'informatique par exemple.

A.-S. Pic: Tout n'est pas blanc ou noir. La cuisine moléculaire, par exemple, a été quelque chose de neuf qui a épaté et soulevé la curiosité des consommateurs. En même temps elle a fait avancer les connaissances. Par exemple, nos grands-mères savaient confire la viande, elles le faisaient intuitivement, maintenant on sait que 62 °C est la température optimale. Pour autant que le côté inné et instinctif d'une bonne cuisine reste, la connaissance plus scientifique de la cuisine a contribué à une compréhension supérieure. Utilisée à bon escient la connaissance peut faire progresser.

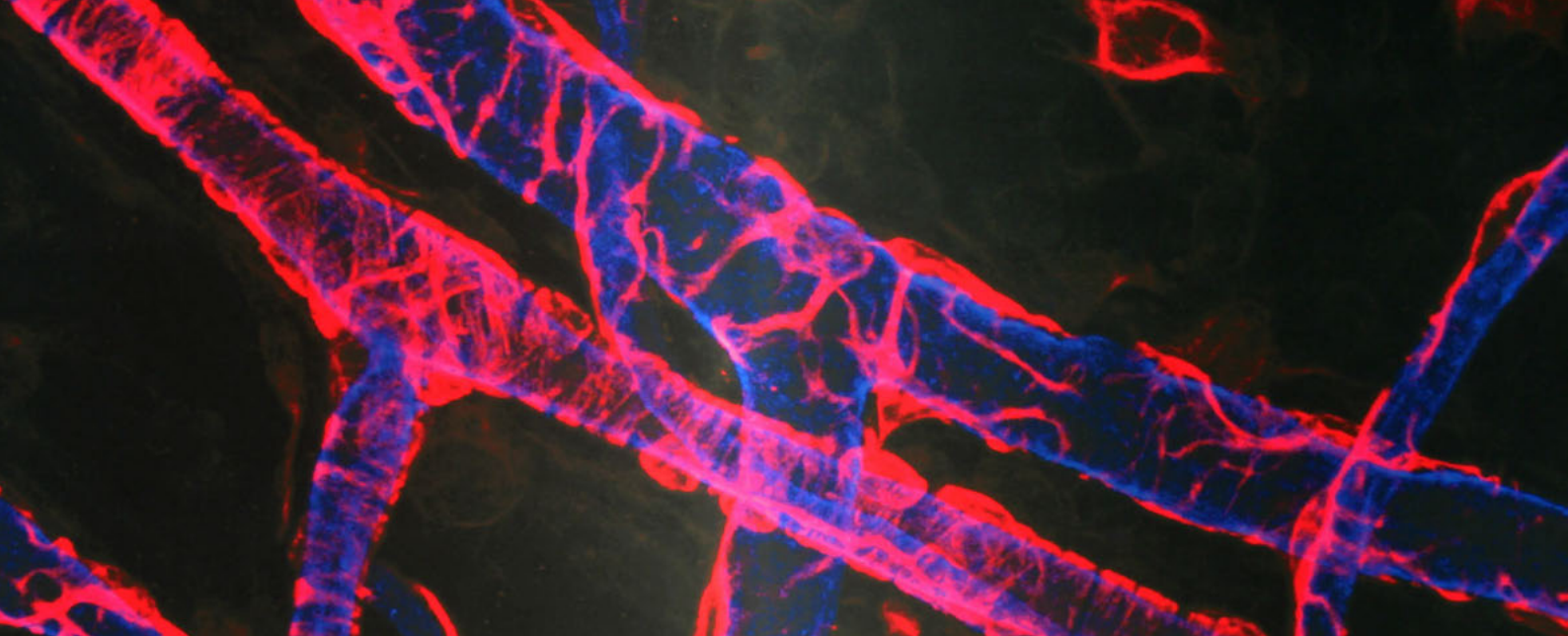
C. Hunziker: La créativité de beaucoup de chefs de cuisine m'impressionne énormément. Où trouvez-vous vos idées? Dans l'expérience?

A.-S. Pic: Pour moi, c'est vraiment la nature qui m'inspire, complètement. C'est aussi le fait que plus une cuisine « mûrit », plus la palette des saveurs s'élargit et se colore, et plus les combinaisons de saveurs deviennent évidentes. Quand je cuisine un produit, je veux garder sa saveur et sa couleurs intactes, ce qui implique une éthique dans la façon de cuisiner, utiliser des produits locaux, par exemple, travailler dans l'éphémère. Les sauces que l'on fait aujourd'hui sont colorées naturellement, couleurs qu'une cuisson haute risque de modifier, d'où la nécessité de les confectionner dans l'instant. De par cette instantanéité, l'éphémère est aussi ce qui va produire le plus d'émotion.

Le cahier des charges de la science

C. Hunziker: Pour moi, la manière de traiter la nature est essentielle. Il faut trouver des méthodes pour éviter sa surconsommation. Lorsque notre firme a, par exemple, reconstitué les huiles essentielles pour la parfumerie par des produits de synthèse, elle souhaitait ainsi préserver les ressources naturelles. Ce fut une très forte motivation. Je pense que moins une culture a de ressources, plus elle les respecte. Quant à nous, nous les gaspillons parfois.

A.-S. Pic: En France, des interactions entre le monde de la cuisine et celui de la science ont déjà eu lieu. Plusieurs chefs ont travaillé avec Hervé This, un chimiste spécialisé en cuisine moléculaire. Et je pense que le dialogue entre ceux qui, en cuisine, sont les garants de la naturalité et ceux qui, au laboratoire, investiguent les phénomènes de la chimie alimentaire est important afin d'acquérir des connaissances nouvelles visant à optimiser la qualité des produits alimentaires en restant le plus proche possible du naturel.



« Vivre la nature tous les sens à l'affût, c'est aller à la rencontre de soi »

Entretien : La médecine et l'accompagnement en fin de vie

Antoinette Brem a créé avec une partenaire la société « Lebensgrund » – nom qui peut être compris comme « Raison de Vivre ». Les deux femmes offrent un accompagnement holistique dans les moments de changement ou de bouleversement profonds tel que l'accompagnement aux mourants ou aux personnes en deuil. Antoinette Brem a étudié la théologie catholique à Fribourg et à Lucerne et s'est formée de plus à la direction de conscience et au travail corporel. Elle a ensuite suivi une formation en Allemagne et aux Etats-Unis dans le travail initiatique avec la nature. Après des années d'activité pastorale et de collaboration évolutive, Antoinette Brem a commencé à travailler comme indépendante. Ainsi, depuis 2003, elle accompagne hommes et femmes pendant les moments de transition de leur vie.

Le Docteur Thierry Carrel, chirurgien-cardiologue, a été formé à Fribourg, sa ville natale à la frontière linguistique entre la Suisse alémanique et romande. Il a fait son doctorat en médecine à Berne, puis a continué sa formation dans divers hôpitaux suisses. Après son habilitation à la clinique de chirurgie cardiaque et vasculaire de l'Hôpital universitaire de Zurich, Thierry Carrel a approfondi ses connaissances dans divers centres cardiologiques en France, en Allemagne, en Finlande et aux Etats-Unis. Aujourd'hui, chirurgien-cardiologue de renommée internationale, il dirige la Clinique universitaire de chirurgie cardiaque et vasculaire de l'Hôpital de l'Île à Berne. De plus, en tant que professeur ordinaire de l'Université de Berne, il est en charge de la formation des nouvelles générations de médecins.

La naturalité et son importance

A. Brem: Ma première réaction au mot «naturalité», c'est «authenticité». C'est ce que nous recherchons dans notre travail avec les personnes que nous accompagnons: qu'elles puissent retrouver un état de pureté dans lequel elles peuvent être authentiques.

T. Carrel: Je comprends bien qu'on veuille relier la naturalité à l'authenticité. C'est la même chose chez nous, qui avons aussi affaire à des êtres humains, la «matière humaine» étant biologiquement parlant «naturelle», faisant partie de la nature. Cependant pour moi, la «naturalité» signifie aussi quelque chose qui reflète un certain caractère sauvage, qui est resté pure. Si quelqu'un dit, «je vais me promener dans la nature», cela signifie pour moi que je vais me promener ou faire du vélo, là où règne le calme, chantent des oiseaux, poussent de belles fleurs, là donc où la nature est encore intacte.

A. Brem: Exactement, être dans la nature permet aux gens d'entrer en contact avec leur naturalité intérieure, proche, à travers tous leurs sens. Être dans la nature avec tous ses sens à l'affût ouvre en même temps une porte à la rencontre avec nous-mêmes. Je connais bien ce que vous décrivez: dans la haute montagne, dans le silence, la nature intacte peut nous toucher profondément. Mais cela me fascine quand cela m'arrive aussi au beau milieu de la ville. En effet, je ne peux pas toujours me retirer en haute montagne ou ailleurs, en pleine nature. Néanmoins, je peux essayer de m'ouvrir à cette même qualité partout où je me trouve. La nature est pour moi très nourrissante et je n'aimerais pas l'opposer au lieu dans lequel je vis en permanence. C'est pourquoi, si je ne peux pas sortir dans la nature pour y vivre sa pureté, alors je veux pouvoir ouvrir un accès à cette pureté là même où je suis.

T. Carrel: Quand nous séparons la relation vers la naturalité de l'expérience au quotidien, pour moi tout devient artificiel. La nature est présentée alors de manière si

ostensible qu'il n'est plus possible d'en profiter que dans des situations exceptionnelles. Or ce qui est important pour moi, c'est d'avoir l'impression, même quand je vais au travail, que la nature a bien fait les choses. Par exemple à Berne, ce peut être l'Aar. Son cours a été un tantinet dévié à cause des inondations qu'elle provoquait mais, de manière générale, elle a creusé son lit toute seule, et ensuite seulement les hommes ont construit la ville dans ses méandres. Il n'est guère besoin d'une grande imagination pour reconnaître comment les langues glaciaires se sont étendues pendant le glaciaire par delà le lac de Thoune, jusqu'aux vallées de l'Aar et de la Gürbe. On peut se l'imaginer, même si rien n'est plus comme autrefois. Dès que l'homme intervient, beaucoup de nature est sacrifiée, et lorsque je ne reconnais plus certains paysages qui me semblaient bien sauvages à l'époque où je m'y promenais avec mes parents, alors la nostalgie m'envahit.

L'Homme, part intégrée de la nature ou son contraire

A. Brem: Moi, je connais aussi l'autre côté. J'ai grandi en Argovie, dans un village, et tout autour, il y avait des forêts. Et à l'époque, il était évident que les paysans enlevaient le bois mort. Aujourd'hui, il y a beaucoup de forêts qui sont laissées à l'état brut, la nature reprenant son cours. Et, parfois, je ne suis pas si sûr que cela me

Le cycle de la mort et de la renaissance est une marque de la naturalité. Et, pour moi, l'artificiel à quelque chose à voir avec la scission de ce cycle. (A. Brem)

plaise plus qu'autrefois. Autrefois, les hommes utilisaient le bois pour faire du feu, le bois était intégré dans un cycle. Ainsi le cycle de la mort et de la renaissance est une marque de la naturalité. Et, pour moi, l'artificiel à quelque chose à voir avec la scission de ce cycle.

T. Carrel: Peut-être que j'ai un peu moins de difficultés avec ce concept de «scission», parce que dans notre métier, nous intervenons toujours dans cette nature et que nous sommes souvent en conflit avec elle. En effet, la biologie dicterait, elle, un cours naturel des choses bien différent. En tant que médecins, nous intervenons parfois au dernier moment dans un processus et nous réparons dans l'urgence quelque chose qui mènerait la personne concernée en peu de temps à la mort. Cela ne veut pas dire que j'ai moins de respect pour la nature. Mais comme j'interviens constamment dans de tels processus, je me vois obligé d'accepter que la nature, la nature de la matière, soit en perpétuel changement.

A. Brem: C'est le point de départ de réflexions plus qu'intéressantes. Ce que vous me décrivez comme votre travail au quotidien, je ne l'associe pas à quelque chose d'artificiel. Même si vous intervenez «artificiellement» dans un processus naturel, vous réalisez la nature, la nature humaine!

T. Carrel: Nous sommes assez souvent attaqués par des gens qui ont des difficultés avec le progrès technique, qui ont peur que nous voulions prendre en main le cours naturel des choses. Or, ce n'est pas le cas. Nous essayons seulement de répondre aussi bien que possible aux attentes, aux espoirs des hommes et de la société.

Nous sommes assez souvent attaqués par des gens
qui ont peur que nous voulions prendre en main
le cours naturel des choses. Or, ce n'est pas le cas.
(T. Carrel)

A. Brem: Cela correspond en grande partie à cette image des paysans qui nettoient leurs parcelles de forêt en retirant le bois mort pour que de nouveaux arbres puissent pousser et grandir. Et quand ils utilisent le bois

mort pour faire du feu et faire à manger, alors ce bois réintègre le cours de la vie. C'est là, éventuellement, une idée audacieuse, mais pour moi, ce que vous faites, n'est au fond rien d'autre. Un jour ou l'autre, ces personnes que vous avez opérées du cœur, mourront. Mais avant, elles auront eu la possibilité de refaire partie du cours de la vie et, qui sait, d'accomplir encore des tâches qui sont prévues pour leur vie.

La naturalité des matériaux comme critère de décision

T. Carrel: Quand nous remplaçons des valvules, la longévité d'une telle prothèse est extrêmement importante. Le choix se fait — entre autre — en fonction de l'âge du malade. Si quelqu'un est jeune, vous vous sentez obligés de choisir une valve qui fonctionnera les prochaines quarante ou cinquante années. Cela n'est que possible avec du matériel synthétique; aujourd'hui c'est du carbone revêtu d'une couche biocompatible. Le carbone se trouve aussi dans la nature, sous forme de graphite. Par contre, si le patient a septante ans, on peut remplacer la valve malade par quelque chose de plus biologique. En effet, on sait que cette personne ne devra plus vivre aussi longtemps avec ce corps étranger. De plus, les valves d'origine animale ont l'avantage de ne pas nécessiter d'anticoagulants. Ceux-ci peuvent provoquer des hémorragies spontanées chez les personnes plus âgées. Voilà les réflexions auxquelles nous sommes amenés. De même, en ce qui concerne la chirurgie chez les enfants en bas âge, j'essaie de travailler le plus possible avec des produits et des processus naturels, sachant que la matière synthétique n'accompagne pas la croissance de l'enfant. Dans la recherche, nous essayons d'imiter des valvules avec les propres tissus du patient tels que le cordon ombilical ou la moelle épinière. La nature est donc absolument un critère de choix. Cependant, la nature joue un rôle plus prépondérant durant les deux périodes extrêmes de la vie, dans la petite enfance et dans la vieillesse que pour les patients entre deux âges qui, en outre, pensent de manière plus «mécanique». Ils veulent tout simplement



quelque chose qui fonctionne le plus longtemps possible et font parfois moins confiance à la variante naturelle.

A. Brem: Si des personnes de ce groupe dit «entre deux âges» pensent plutôt «mécaniquement», cela pourra être dû au fait que la société attend d'elles d'être rapidement de nouveau opérationnelles. Pour beaucoup, retourner le plus vite possible à la maison, voir que tout va bien et de gagner de l'argent est quasiment une mission vitale.

T. Carrel: Absolument, cela a à voir avec ça. Mais à cet âge-là, on fait plutôt plus confiance à la technique. En effet, on prend la voiture, l'avion, on utilise beaucoup d'objets potentiellement dangereux, mais qui en principe fonctionnent sans problème. Et on ne réfléchit pas trop sur les procédés naturels.

Guérir la nature mutilée

T. Carrel: Il existe une définition stricte de la guérison qui dit, en principe, qu'une personne guérie devrait re-

trouver sans médicaments sa pleine capacité et la même espérance de vie qu'avant, comme si elle n'avait jamais été malade. Lorsque le chirurgien-cardiologue a réparé avec succès toutes les valvules d'un quinquagénaire, alors la probabilité que celui-ci retombe malade du cœur dans les trente années à venir est extrêmement infime. A partir de ce moment-là, son espérance de vie est la même que s'il n'avait jamais souffert d'une valvulopathie cardiaque. Cependant, il y a d'autres maladies bien différentes, comme l'artériosclérose, c'est-à-dire l'accumulation de dépôts calcaires dans les artères. Un pontage chirurgical permettra d'améliorer la circulation sanguine, mais ne guérira pas la maladie en soi. Nous obtenons là un certain succès, mais l'espérance de vie ne sera plus la même que chez une personne en bonne santé, et le patient aura besoin d'un suivi médical postopératoire coûteux. Probablement devrait-on définir la guérison selon chaque spécialité. Au sens strict du terme, une vraie guérison est en fait relativement rare.



A. Brem : Souvent les personnes que nous accompagnons et chez lesquelles une maladie grave a été diagnostiquée nous racontent qu'elles ressentent ce temps de vie qui leur reste, comme un temps «salutaire». Je remarque fréquemment que le terme «salut» est souvent compris au sens de quelque chose qui sera remis en ordre. Et cela ne veut pas toujours dire qu'il s'agit d'intégrité physique, mais plutôt que cet état d'«être mutilé» permet de trouver une nouvelle profondeur dans sa propre vie et dans la perception de thèmes relatifs à l'humain. Il est donc tout à fait possible que quelqu'un de gravement malade puisse être plus «guéri», que quelqu'un soi-disant en bonne santé.

T. Carrel : Nous avons eu un cas semblable dans notre équipe. Un membre de notre équipe a eu un arrêt cardiaque subit. Après des heures d'angoisse, nous avons réussi à le réanimer, puis nous l'avons opéré au cœur. Il s'est réveillé au bout de trois jours et les chances qu'il s'en sorte bien sont très grandes. Et ce, chez un homme

qui en fait était mort, dont la circulation sanguine s'était arrêtée pendant une heure. Lui aussi recherche maintenant un sens à cet événement. Cela provoque un processus de résilience incroyable, même dans notre équipe. La relation émotionnelle entre nous a une valeur toute différente. A mon avis, c'est vraiment salutaire, extrêmement salutaire.

A. Brem : Au fond, une deuxième vie a été offerte à votre collègue. C'est une opportunité pour tous ceux qui lui sont proches de revoir leurs priorités dans leur propre vie. Voilà qui est vraiment salutaire, au sens profond du terme.

Interventions à la limite de la naturalité

T. Carrel : J'espère que cet événement aura un effet durable, même si nous avons dû revenir à notre train-train quotidien. Pour moi, cela a été important de voir, comment tout à coup, tous se sont battus ensemble. Alors que c'était un acte contre nature ! La nature avait décidé

différemment du destin de cet homme, mais la médecine moderne a su éviter le pire.

A. Brem: Vous en êtes si sûr? Vous aussi, êtes la nature! C'est comme un réflexe de survie que de vouloir sauver une vie. Ne pas le vouloir serait contre-nature: être à côté et voir votre collègue mourir, alors que vous savez ce qu'il y aurait à faire, voilà ce qui serait contre la nature humaine.

T. Carrel: C'est surtout le cas chez une personne plutôt jeune, dont le corps n'est pas encore si usé. Par contre, quand nous intervenons chez un octogénaire et que nous avons l'impression qu'il est moins cinq, juste avant la mort programmée, alors nous devons vraiment nous demander ce que nous faisons. D'une certaine manière, nous inversons le cours du temps, et cela va au fond un peu à l'encontre de l'évolution naturelle du corps. Nous sommes quasiment capables de redresser une situation par un tour de force; techniquement, tout s'est bien passé, mais la personne en question ne survit tout de même pas, parce que sa propre nature avait déjà pris le chemin de la fin.

La nature et la finitude

A. Brem: De mon point de vue, il y a une différence entre maintenir en vie un quadragénaire et défendre que — pour une personne âgée — la mort est un ennemi à vaincre. Malgré tous les progrès que nous avons faits, il est impossible d'éradiquer la mort, parce qu'elle fait partie de la vie. Je trouve que la société a une attitude problématique face à la finitude: elle vit beaucoup dans l'artificiel, le «contre-nature». Vous le remarquez peut-être aussi quand les parents du patient attendent de vous que vous fassiez des miracles.

T. Carrel: De nos jours, c'est difficile, car nous avons des prétentions élevées. En partie, c'est de notre faute, parce que la médecine, grâce à la recherche, élargit constamment ses prestations. Je suis toujours content quand les

patients articulent leurs propres besoins et disent quand ils ne veulent plus être de la partie. Nous savons alors ce que nous pouvons leur proposer. Parfois, je dois retenir les jeunes collègues de mon équipe, leur demander de jeter un regard plus placide et distancié sur la situation afin qu'ils n'entreprennent pas tout ce qui est possible et imaginable. Cependant, il faut souligner que les morts subites par arrêt cardiaque présentent sans doute un certain avantage; c'est probablement la manière la plus douce de mourir, plus douce en tout cas que quand le propre corps se dégrade, accompagné en cela de grandes douleurs. Mais, sur ce plan, je suis plutôt le philosophe qui préférerait prendre son temps pour faire ses adieux avant de partir, au lieu de disparaître sans plus. Mais nous ne pouvons choisir, la nature s'en charge.

L'artificiel a à voir avec la superficialité, il s'agit là de quelque chose qu'on peut imiter rapidement.
(T. Carrel)

A. Brem: Quand j'étais directrice de conscience pour le troisième âge, j'ai connu des gens qui ont précisément fait ce choix. Qui ont décidé à un certain moment qu'il était temps de partir et qui ont refusé de s'alimenter. Et ce, non pas parce qu'ils étaient révoltés ou parce qu'ils étaient dégoûtés de la vie, mais parce qu'ils avaient senti que le moment était venu, et parce que leurs parents qui étaient décédés à la maison, dans leur ferme, l'avaient déjà fait ainsi. Je pense que cela correspond bien à la nature humaine de faire aussi ses adieux physiquement.

L'artificiel – l'art – l'art de guérir

T. Carrel: Dans la chirurgie, l'adresse manuelle — spécialement en ce qui concerne la reconstruction — présume beaucoup d'imagination. C'est formidable. L'art a à voir avec la créativité, mais la médecine ne peut malheureusement presque plus faire valoir son côté artis-

tique, étant donné que chaque décision, chaque interprétation doit être justifiée par des statistiques. Or l'artificiel a à voir avec la superficialité, il s'agit là de quelque chose qu'on peut imiter rapidement.

A. Brem: Quand des personnes viennent chez nous et souhaitent un rituel particulier — ou pour faire leurs adieux, pour célébrer un mariage ou pour fêter un baptême — ce qu'elles souhaitent en fait, c'est une œuvre d'art. Elles voudraient quelque chose sur mesure, un rituel qui ne soit pas la copie d'un autre. Elles désirent un original dans lequel elles se reconnaissent, dans leur environnement quotidien aussi bien que dans leurs valeurs. Pour moi, l'artificiel, c'est de la production en série, c'est quelque chose qui ne respire plus la vie de l'individu. L'artificiel, c'est aussi le fait que tout le monde attende de vous, après un enterrement, que vous fonctionniez de nouveau à cent pour cent. Nombreux sont ceux qui viennent nous voir et qui en souffrent énormément. Il nous tient particulièrement à cœur de soutenir les gens dans leur confiance en soi de savoir mieux que personne d'autre, ce dont ils ont besoin. Nous remarquons que les gens doivent retrouver une manière naturelle de faire leurs adieux. Pour quelqu'un qui a perdu un être cher, c'est artificiel si on ne lui concède pas une période de deuil. C'est plutôt contre nature. Mais si nous définissons l'artificiel comme quelque chose qui va dans le sens de l'art, alors cela a une toute autre signification pour moi. Peindre, faire de la poterie, voilà qui aide ceux qui sont en deuil, parce que cela leur permet d'exprimer leurs sentiments.

Des tabous non-naturels

A. Brem: Souvent, nos formations continues sont utilisées par le personnel soignant. Ces personnes souffrent beaucoup du fait qu'elles font un travail humainement exigeant, mais dans lequel elles ne peuvent plus vivre ce côté humain en raison de la pression régnante. Pour beaucoup, les nouveaux paradigmes qui les empêchent de vivre les valeurs auxquelles elles croient, sont un grand problème. Si elles essayent quand même, elles se rendent

compte très vite qu'elles s'épuisent tout simplement. Parce qu'elles ne réussissent pas à vivre à la hauteur de leurs propres attentes et exigences, parce qu'elles n'arrivent pas à faire leur travail, à exercer la profession qu'elles avaient choisie par passion, comme elles le souhaiteraient.

T. Carrel: C'est l'expression du changement entre le maximum de soins et l'optimisation des soins. Beaucoup de soignants choisissent leur profession parce qu'ils aiment s'occuper de leur prochain, veulent s'occuper en profondeur des patients. Mais la technique a extrêmement raccourci le temps de séjour à l'hôpital et il est parfois plus difficile d'avoir un entretien plus approfondi avec les patients. Il en va de même pour nous, bien que nous ayons une relation particulièrement bonne avec nos patients en cardiologie parce qu'ils nous parlent très ouvertement. La rapidité avec laquelle ils nous confient des détails personnels de leur vie m'étonne à chaque fois. Celui qui y est sensible, peut avoir une relation très proche avec le patient. Mais c'est différent en ce qui concerne les infirmières qui font les trois-huit et s'occupent de plusieurs patients. Nous voyons beaucoup de jeunes infirmières qui rencontrent des conditions qui ne correspondent pas à leurs idéaux, parce qu'il y a aussi tout le travail administratif à faire et que l'aspect humain reste un peu sur le carreau.

A. Brem: Le développement actuel chez nous, en Suisse, qui donne plus d'espace aux soins palliatifs, pourrait déboucher sur une correction. Il y a quelques années, on ne parlait pas du tout de médecine palliative en Suisse. À travers notre travail, nous apprenons souvent que les gens souffrent parce qu'ils ne sont pas regardés avec humanité. Parfois, il ne s'agit même pas de pouvoir parler, raconter beaucoup; ce qu'ils recherchent, c'est d'être appréhendés avec tout ce qui leur pèse, tant psychologiquement que spirituellement.

T. Carrel: Pour moi, il est curieux que la mort, comme issue certaine de la vie, soit un tel tabou. Il s'agit quasi-



Un paysage fluvial
originel formé
par la Sarine, non
loin de Fribourg.
(Choix: T. Carrel,
Photo: L. Rey)



L'éclosion et la
décomposition
dans la nature,
à l'exemple des
feuilles de hêtre.
(Choix et photo:
A. Brem)

ment d'une mort de la nature, d'une constante anthropologique qui ne peut être changée. Ne pas l'accepter est étrange et n'est pas vraiment naturel.

Notre relation avec la mort est si artificielle parce qu'elle est, en règle générale, très détachée de la réalité qui nous entoure. (A. Brem)

A. Brem: Pendant un certain temps, nous avons proposé un séminaire intitulé «Quand la mort interpelle la vie». Les participants étaient envoyés dans la forêt de Gütsch et devaient trouver quelque chose qui symboliserait pour eux-mêmes la vie et la mort, par exemple un arbre qui symboliserait leur propre mort. Ensuite, ils devaient engager un dialogue avec cet objet. Certaines personnes ont fait des expériences extraordinaires: qu'on pouvait faire un bout de chemin ensemble avec la mort, comme avec un ami qui nous accompagnerait, comme cela se faisait au Moyen-Âge. Se reconnecter avec les processus de la nature pourrait nous aider à vivre avec la mort. Dans la nature, nous sommes confrontés à tout moment à la mort, mais aussi à la vie qui renaît de tout ce qui meurt. Sur chaque tronc d'arbre qui pourrit par terre, de nouvelles petites plantes naissent et poussent. Et tout à coup les gens comprennent qu'en fait, il n'y a pas lieu à avoir peur. Notre relation avec la mort est si artificielle parce qu'elle est, en règle générale, très détachée de la réalité qui nous entoure.

Le cahier des charges de la science

T. Carrel: Autrefois, les études de médecine comportaient également des matières humanistes, et l'on avait d'autre chose en tête que seulement ce qui est rentable et prouvé. Aujourd'hui, tout est réduit à ce qui est concret, tout doit déboucher sur un résultat. Quand j'observe ce qu'on offre comme formations continues aux académiciens, je vois surtout des cours de formation dans le leadership, le

business management, l'informatique. Il n'y a pas de place pour les questions fondamentales sur l'existence et la finitude. C'est un problème que j'observe. Je ne suis pas un ésotérique, mais ces dernières 15 années, j'ai assisté à des décès, où j'ai ressenti, dès le premier entretien avec les personnes en question, quelque chose de spécial. Je ne sais pas pourquoi et je n'aurais pas eu de raison à ne pas opérer. Mais, a posteriori, cela ne m'a pas surpris que cette personne n'ait pas survécu. En effet, il y avait eu dans ces entretiens des signes courts, mais forts, qui montraient qu'il y avait un hic dans son concept. Je serai tenté de le traduire par le mot «réconciliation», la réconciliation avec soi-même, avec son entourage, sa profession et avec la vie. En ce qui me concerne, je trouve que le cahier des charges devrait comprendre l'exigence d'une sensibilisation aux différentes dimensions de notre profession. Les médecins devraient cultiver l'art de l'écoute, être ouverts à ce que le patient nous dit, reconnaître et comprendre un signe qui pourrait changer un peu le cours de notre décision. De plus, nous ne devrions pas nous restreindre au concret, au palpable, nous devrions rester ouverts aux thérapies alternatives qui mènent parfois à des issues étonnantes, que nous ne comprenons pas. Une certaine ouverture devrait être inscrite dans le cahier des charges de la médecine.

A. Brem: Je suis d'accord avec vous sur le fait que les questions de l'interdisciplinarité et de l'interculturalité sont dans l'air du temps. Beaucoup de personnes sont sensibilisées et cherchent dans différentes directions. La société est en changement. Quand les gens sont malades, ils ne choisissent plus entre la médecine officielle (d'école) et les thérapies alternatives, mais recherchent du soutien et de l'aide de tous les côtés. L'appréhension interdisciplinaire de la vie et de la mort devrait être un «must» dans le cahier des charges. Ce serait un grand pas en avant.

SCNAT – un savoir en réseau au service de la société

Forte de ses 35 000 expertes et experts, l'Académie suisse des sciences naturelles (SCNAT) s'engage à l'échelle régionale, nationale et internationale pour l'avenir de la science et de la société. Elle renforce la prise de conscience à l'égard des sciences naturelles comme pilier central de notre développement culturel et économique. Sa large implantation dans le milieu scientifique en fait un partenaire représentatif pour la politique. La SCNAT œuvre à la mise en réseau des sciences, met son expertise à disposition, encourage le dialogue entre la science et la société, identifie et évalue les progrès scientifiques de manière à construire et à renforcer les bases de travail de la prochaine génération de chercheuses et de chercheurs. Elle fait partie des Académies suisses des sciences.

MENTIONS LÉGALES

Modération des entretiens et rédaction: Lucienne Rey
avec le soutien rédactionnel de Martine Jotterand

Éditeur: L'Académie suisse des sciences naturelles (SCNAT),
Schwarztorstrasse 9, 3007 Berne

Mise en page: Olivia Zwygart

Traduction: L.I. Service Sàrl, Norbert Li-Marchetti, Berne; Jean-Jacques Daetwyler, Berne (dialogues Freymond-Fasnacht et Hunziker-Pic)

Images: Photos des dialogues: Dominique Uldry; Page de garde (grande photo) et p. 24: Georg Bleikolm; p. 3: Lucienne Rey; p. 4: Justus Grunow; p. 6: Barbara Luef (Escalier en spirale à l'abbaye de Melk); p. 14: Kurt Bollmann (arrivée de l'hiver à l'Engadin); p. 34: Kwabena Badu-Nkansah, Prof. Hynes Laboratorium, MIT (Cellules murales autour des vaisseaux sanguins); p. 44: Roland Vögtli

Informations bibliographiques de la Bibliothèque nationale allemande
La Bibliothèque nationale allemande répertorie cette publication dans la Bibliographie nationale allemande. Les données bibliographiques détaillées peuvent être consultées sur Internet sous <http://dnb.d-nb.de>.

ISBN 978-3-7281-3567-4 (version imprimée)

Download open access:
ISBN 978-3-7281-3568-1/ DOI 10.3218/3568-1
www.vdf.ethz.ch

© 2014, vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

This work is licensed under a creative commons license.



